

Bakel Walden, Emmanuel Macron, Katie Hopkins, Peter Spuhler

# DIE WELTWOCH

Nummer 43 – 26. Oktober 2017 – 85. Jahrgang – Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

In den Hauptrollen

VIKTOR  
**ORBÁN**

SEBASTIAN  
**KURZ**

JAROSLAW  
**KACZYNSKI**

ANDREJ  
**BABIŠ**

UND ANGELA  
**MERKEL**

**Sie drehen das ganz grosse Ding**



## EUROPE'S ELEVEN

FREIHEITSKÄMPFER AUS DEM OSTEN. SPECIAL GUEST: GERHARD «GERI» PFISTER



# Weltklasse mit der Berufslehre

Wir gratulieren dem **SwissSkills Team**  
zum grossartigen Erfolg an den WorldSkills

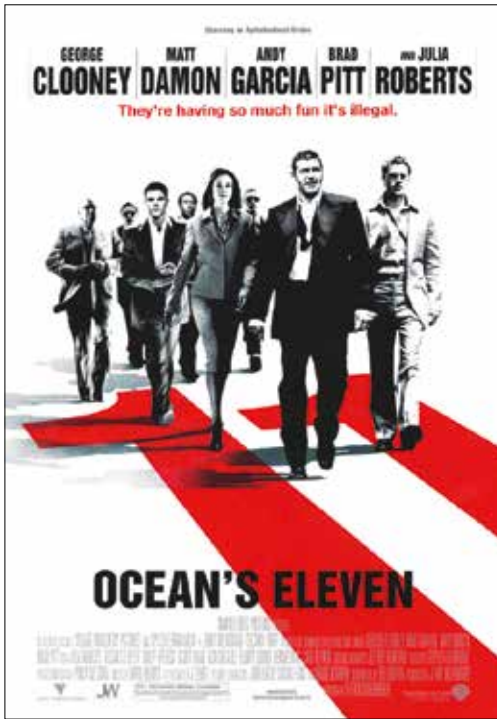


Mit 20 Medaillen ist das Schweizer Team die erfolgreichste europäische Delegation an den Berufs-Weltmeisterschaften WorldSkills Abu Dhabi 2017. Als Partnerin des SwissSkills Team motiviert uns dies, das Engagement für das duale Berufsbildungssystem weiter voranzutreiben.

[ubs.com/swiss-skills](https://ubs.com/swiss-skills)

UBS – Partner  
von SwissSkills





**Inspiration:** Plakat des Kultfilms «Ocean's Eleven».

Einen «wind of change» verspürte der britische Premier Harold Macmillan 1960 nach einem Aufenthalt in Afrika, und tatsächlich veränderte dieser Wind des Wandels den Kontinent grundlegend. Heute pfeift ein neuer Wind durch Europa: Er bläst aus dem Osten. Zu Ungarns Orbán und Polens Kaczynski haben sich die Österreicher Kurz und Strache sowie der Tscheche Babis gesellt – und sie fordern die EU heraus, wie *Weltwoche*-Korrespondent Boris Kálnoky darlegt. Es ist eben doch nicht zusammengewachsen, was angeblich zusammengehörte. «Die EU ist viel zu westorientiert», klagt der frühere österreichische Spitzenpolitiker Erhard Busek im Interview. Tschechiens Ex-Präsident Václav Klaus erklärt, warum die Prager Eliten abgestraft wurden. Auch der Rest von Macmillans Zitat tönt sehr aktuell: «Ob es uns gefällt oder nicht, dieses wachsende nationale Bewusstsein ist eine politische Tatsache.» Das Cover zu unserer Titelgeschichte ist dem ikonischen Plakat des Kultfilms «Ocean's Eleven» mit George Clooney und Brad Pitt nachempfunden. Auf dem Titelblatt (v.l.): Gerhard Pfister, Christian Lindner, Jaroslaw Kaczynski, Heinz-Christian Strache, Angela Merkel, Andrej Babis, Viktor Orbán, Sebastian Kurz. Wir geben freilich zu: Bei der Wahl Angela Merkels war etwas, wenn auch begründete Hoffnung dabei. **Seite 16–21**

Unglaubliche 2,5 Millionen Exemplare seiner Ratgeberbücher hat Rolf Dobelli bisher verkauft, in 43 Sprachen sind sie übersetzt worden. Nun bringt der Luzerner mit «Die Kunst des guten Lebens» den nächsten Band seiner Erfolgsreihe heraus. Darin empfiehlt er, man solle nur zehn Bücher pro Jahr lesen, diese dafür

gründlich und mehrmals. Als Kulturredaktor Rico Bandle den Autor während eines Gesprächs in Bern fragte, ob er sein eigenes Buch auf diese Leseliste setzen würde, war dies das einzige Mal, dass Dobelli um eine Antwort verlegen war. Nach einigem Zögern sagte er: «Das ist eine gemeine Frage.» **Seite 12**

Im Bundeshaus wird tüchtig geschummelt. Jeder Parlamentarier darf zwei Gästen exklusiven Zutritt gewähren. Er muss allerdings die Funktion des Gastes ausweisen – dies im Sinn der Transparenz, damit Lobbyisten und andere Interessenvertreter nicht unter dem Radar durchgehen. Doch genau dies tun mehr als zwanzig Nationalräte nicht, wie die Recherche von Philipp Gut zeigt. Die Volksvertreter tarnen Lobbyisten als einfache Gäste. Damit verletzen sie Paragraf 69 des Parlamentsgesetzes. Aufgrund der *Weltwoche*-Enthüllung haben mehrere Ertappte angekündigt, sie würden das verschleierte Versäumnis korrigieren. **Seite 32**

Die meistgehasste Frau Grossbritanniens heisst Katie Hopkins. Woche für Woche zieht die 42-Jährige in Kolumnen und Tweets mit Schalk und Spott gegen öffentliches Stillen, die Gleichstellung von Frau und Mann, die Islamisierung vom Leder. «Hopkins ist hirnlos», zeternt ihre Feinde. Das ist üble Verleumdung, wie Urs Gehrigler bezeugen kann. Er hat sie am Londoner Speakers' Corner getroffen, der letzten Ecke schonungsloser Meinungsfreiheit im Königreich. Mitten im Interview nahm Hopkins Gehriglers Hand und führte diese auf ihren Schädel. Direkt unter der Kopfhaut erfuhr er eine Weichstelle. «Das ist mein Hirn!», erklärte sie. Seit einer Epilepsieoperation fehlt ihr ein Teil der Schädeldecke. Auf Hopkins' Streitlust hat die Schwachstelle keine Auswirkung. **Seite 44**

*Ihre Weltwoche*

## DAS SCHWEIZER ALL-BRANCHEN PORTAL

Auf [www.stellen-anzeiger.ch](http://www.stellen-anzeiger.ch) publizieren  
und von attraktiven Konditionen profitieren.

stellen-anzeiger.ch GmbH  
Technoparkstrasse 1  
8005 Zürich  
044 440 10 80  
[www.stellen-anzeiger.ch](http://www.stellen-anzeiger.ch)

**STELLEN-ANZEIGER**  
Das Schweizer-Jobportal

## Impressum

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich  
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.  
**Redaktion:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,  
E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch,  
leserbriefe@weltwoche.ch  
**Verlag:** Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,  
E-Mail: verlag@weltwoche.ch  
**Internet:** [www.weltwoche.ch](http://www.weltwoche.ch)  
**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91  
E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch  
Jahresabonnement Inland Fr. 322.– (inkl. MwSt.)  
Schnupperabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)  
Weitere Angebote für In- und Ausland unter  
[www.weltwoche.ch/abo](http://www.weltwoche.ch/abo)

**Gründer:** Karl von Schumacher (1894–1957)  
**Verleger und Chefredaktor:** Roger Köppel  
**Chefredaktion:** Philipp Gut (Stv.),  
Beat Gygi (*Wirtschaft*), René Zeller (*Bundespolitik*)  
**Produktionschef:** Lukas Egli

**Redaktion:**  
Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur,  
Katharina Fontana, Urs Gehrigler (*Leitung Ausland*),  
Wolfgang Koydl, Hubert Mooser,  
Christoph Mörgeli, Alex Reichmuth,  
Claudia Schumacher, Florian Schwab

**Redaktionelle Mitarbeiter:**  
Miroslav Barták, Peter Bodenmann,  
Silvio Borner, Henryk M. Broder,  
Peter Hartmann, Pierre Heumann,  
Andreas Honegger, Peter Holenstein,  
Mark van Huiseling, Hansrudolf Kamer,  
Peter Keller, Wolfram Knorr,  
Franziska K. Müller, Matthias Matussek,  
Daniela Niederberger, Linus Reichlin,  
Peter Ruch, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht,  
Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Thilo Sarrazin,  
David Schnapp, Hildegard Schwanager,  
Sacha Verna (*New York*), Max Wey,  
Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),  
Kurt W. Zimmermann  
**Produktion:** Benjamin Bögli, Roy Spring  
**Layout:** Daniel Eggspühler (*Art-Director*),  
Karin Erdmann  
**Bildredaktion:** Martin Kappler,  
Julia Dunlop (*Assistentin*)  
**Korrektorat:** Cornelia Bernegger (*Leitung*),  
Viola Antunovits, Renate Brunner,  
Nadia Ghidoli, Rita Kempter, Sandra Noser,  
Oliver Schmuki, Dieter Zwicky  
**Sekretariat:** Sabine Mähner (*Leitung*),  
Inga-Maj Hojajj-Huber

**Verlagsgeschäftsführer:** Guido Bertuzzi  
**Anzeigenverkauf:** Sandro Gianini (*Leitung*),  
Gabriel Lotti, Brita Vassalli  
**Anzeigen-Innendienst:** Samuel Hofmann (*Leitung*)  
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07  
**E-Mail:** [anzeigenid@weltwoche.ch](mailto:anzeigenid@weltwoche.ch)  
**Digital-Marketing:** Bich-Tien Köppel (*Leitung*)  
**Online-Vermarktung:** Jonlinio GmbH  
**Tarife und Buchungen:** [weltwoche@jonlinio.com](mailto:weltwoche@jonlinio.com)  
**Druck:** Print Media Corporation, PMC,  
Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.  
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 Prozent Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

# Rhein-Kreuzfahrt nach Holland

mit luxuriöser MS Edelweiss ☀️☀️☀️+



**Es het solangs het  
Rabatt\*  
bis Fr. 900.-**  
\*Abhängig von Auslastung,  
Saison, Wechselkurs

## Basel-Rotterdam-Amsterdam-Basel

**9 Tage ab Fr. 590.-** (Rabatt von Fr. 800.- abgezogen, Hauptdeck, Vollpension)

- Tulpenparadies Keukenhof
- Besuch des Beethovenhauses
- Bequem ab/bis Basel
- Exzellenter Service an Bord

**1. Tag Basel** Ind. Anreise, Einschiffung und «Leinen los!».  
**2. Tag Strasbourg** Stadtrundfahrt/-gang.\* **3. Tag Bonn** Passa-  
 ge der «Loreley-Strecke!». Rundfahrt\* und Besuch des Beethoven-  
 hauses und kurzes Piano-Konzert. **4. Tag Dordrecht-Rotter-**  
**dam** Ausflug\* zu den berühmten Windmühlen von Kinderdijk.  
 Stadtrundfahrt\* Rotterdam. **5. Tag Amsterdam** Ausflug\*  
 Keukenhof (bei Abreisedaten 21.03.–08.05.). Panoramarundfahrt\*  
 mit Besuch Reichsmuseum bei Abreisedaten ohne Keukenhof  
 (25.02.–13.03. und 16.05.–11.10.). Grachtenfahrt\* am frühen  
 Abend. **6. Tag Duisburg-Düsseldorf** Ausflug\* zum Zollverein  
 (UNESCO-Welterbestätte) oder Transfer\* nach Düsseldorf.  
**7. Tag Rüdesheim** Schifffahrt entlang dem «Romantischen  
 Rhein». Fahrt\* mit Winzerexpress. Zeit zur individuellen Besich-  
 tigung des pittoresken Weinstädtchens. **8. Tag Baden-Baden**  
 Ab Plittersdorf Busausflug\* in die Bäder- und Kunststadt  
 Baden-Baden. **9. Tag Basel** Ausschiffung und individuelle  
 Heimreise.

**Abreisedaten 2018 Es het solangs het Rabatt**

25.02. <b>900</b>	14.04.° <b>300</b>	01.06. <b>200</b>	17.09. <b>200</b>
05.03. <b>800</b>	22.04.° <b>200</b>	09.07. <b>300</b>	25.09. <b>200</b>
13.03. <b>700</b>	30.04.° <b>200</b>	17.07. <b>300</b>	03.10. <b>300</b>
21.03.° <b>600</b>	08.05.° <b>200</b>	25.07. <b>300</b>	11.10. <b>400</b>
29.03.° <b>500</b>	16.05. <b>200</b>	01.09. <b>200</b>	
06.04.° <b>400</b>	24.05. <b>200</b>	09.09. <b>200</b>	

°Mit Keukenhof

**Silvesterfahrt mit MS Edelweiss\*\*\*\*\***

Basel-Rotterdam-Amsterdam-Basel  
**9 Tage ab Fr. 790.-** (Rabatt Fr. 600.- abgezogen, HD, VP)  
**Reisedatum 2017/18 Es het solangs het Rabatt**  
 26.12.–03.01. **600**  
 Weitere Details im Internet oder Hauptkatalog 2018 verlangen.

**Letzte  
freie  
Plätze**

**MS Edelweiss\*\*\*\*\***

Luxuriöses Schiff mit Platz für 180 Gäste. Moderne Kabinen (ca. 14 m<sup>2</sup>) mit Dusche/WC, Föhn, Minibar, Safe, TV/Radio, Klimaanlage. Auf MD/OD mit franz. Balkon. Die Fenster auf dem HD sind nicht zu öffnen. Gäste von HD und MD speisen im Restaurant Jungfrau mit Oberlichtfenstern, die des Oberdecks im Restaurant Matterhorn mit Panoramafenstern. Möglichkeit zum Light-lunch (Buffet) im Panorama-Salon. Bordausstattung: Panorama-Salon mit Bar, Lidobar mit Aussenterrasse, Réception, Boutique, grosses Sonnendeck mit Liegestühlen, Sitzgruppen, Putting Green, kleinem Pool und kleiner Aussichtsterrasse. Gratis WLAN nach Verfügbarkeit. Lift zwischen HD und OD. **Nichtraucher-schiff** (Rauchen auf dem Sonnendeck erlaubt).

**Preise pro Person in Fr. (vor Rabattabzug)**

2-Bettkabine Hauptdeck hinten	1290
2-Bettkabine Hauptdeck	1390
2-Bettkabine Mitteldeck hinten, franz. Balkon	1690
2-Bettkabine Mitteldeck, franz. Balkon	1790
2-Bettkabine Oberdeck hinten, franz. Balkon	1990
2-Bettkabine Oberdeck, franz. Balkon	2090
Zuschläge Alleinbenutzung	auf Anfrage

Leistungen: Kreuzfahrt inklusive Vollpension. Weitere Details im Internet oder verlangen Sie den Flyer.

Blumenpark Keukenhof, Lisse



**Faszinierende Flusskreuzfahrten mit MS Edelweiss\*\*\*\*\***

**Winterzauber auf dem Rhein**

Basel-Speyer-Karlsruhe-Basel

**5 Tage ab Fr. 340.-**

(Rabatt Fr. 100.- abgezogen, Hauptdeck hinten, Vollpension)

**Reisedatum 2018 Es het solangs het Rabatt**

21.02.–25.02. **100**

**Liebliches Fluss-Trio Rhein, Mosel und Saar**

Basel-Trier-Saarbrücken v.v.

**9 Tage ab Fr. 790.-**

(Rabatt Fr. 600.- abgezogen, 27.10., Hauptdeck, Vollpension)

**Reisedaten 2018 Es het solangs het Rabatt**

Basel-Saarbrücken	Saarbrücken-Basel
23.06.–01.07. <b>200</b>	01.07.–09.07. <b>200</b>
02.08.–10.08. <b>200</b>	10.08.–18.08. <b>200</b>
19.10.–27.10. <b>500</b>	27.10.–04.11. <b>600</b>

**Zwei Wochen Erholung auf Rhein, Maas, Albert-Kanal und IJssel**

Basel-Holland-Friesland-Basel

**15 Tage ab Fr. 1790.-**

(Rabatt Fr. 400.- abgezogen, Hauptdeck hinten, Vollpension)

**Reisedaten 2018 Es het solangs het Rabatt**

09.06.–23.06. **400**      18.08.–01.09. **400**

Weitere Details im Internet oder Hauptkatalog 2018 verlangen.

2-Bettkabine Mittel-/Oberdeck (ca. 14 m<sup>2</sup>) mit franz. Balkon



**NEU-HEITEN**

Online buchen und sparen  
[www.thurgautravel.ch](http://www.thurgautravel.ch)

Buchen oder Prospekt verlangen  
**Gratis-Nr. 0800 626 550**



**Thurgau Travel**  
 Aussergewöhnliche Reisen zu moderaten Preisen

Rathausstrasse 5 | 8570 Weinfelden,  
 Tel. 071 626 55 00 | info@thurgautravel.ch

# Freiheit des Ostens

Eine gute Nachricht: In der EU dreht sich die politische Achse.

Von Roger Köppel

Auch die jüngsten Wahlergebnisse in Österreich und Tschechien bestätigen den Trend: Die Leute haben die Nase gestrichen voll von den europäischen Eliten mit ihren falschen Konzepten. Die offizielle EU-Führung ist im Begriff, diesen Kontinent nach ihren Vorstellungen an den Bürgern vorbei umzugestalten. Ihre einsamen Entscheidungen bedrohen in den Augen vieler die Grundwerte und Grundfeste unserer Kultur. Dagegen regt sich Widerstand. Er bricht an den Urnen durch.

Nein, es sind nicht einfach die Frustrierten und Abgehängten, die ihr Veto einlegen. Es sind nicht Wut und Vorurteile fremdenfeindlicher Horden, die den Aussenseiterparteien grosse Erfolge bescheren. Hinter dem Umsturz steht der rationale und nachvollziehbare Wunsch mündiger und vernünftiger Bürgerinnen und Bürger nach einem Wechsel. Das ist Demokratie.

Die Sehnsucht nach echter Opposition ist in den Nachbarstaaten der Schweiz mit Händen zu greifen. In Deutschland regiert seit über einem Jahrzehnt die mehr oder weniger gleiche Clique mit der mehr oder weniger gleichen, sozialdemokratischen Politik. Ähnliches lässt sich über Österreich sagen. Dort hat eine Koalition aus linksliberalen Christdemokraten und einer linken SPÖ die Geschicke des Landes für eine gefühlte Ewigkeit gesteuert.

Opposition ja, aber Opposition wogegen? In einem Wort: gegen die Realitätsverweigerung und die Arroganz der herrschenden Kreise. Viele Leute haben den Eindruck, dass die offizielle Politik seit Jahren an ihnen vorbeiregiert. Sie erkennen sich weder in den Entscheiden noch in den Institutionen wieder. Das sind nicht einfach gefühlsmässige Empfindlichkeiten. Es geht viel fundamentaler darum, ob die Leute überhaupt noch vertreten oder ernst genommen werden in der Demokratie.

Die konkreten Erreger des Aufbegehrens sind bekannt: die unkontrollierte Zuwanderung aus Afrika und dem Nahen Osten, verbunden mit der Weigerung, das Problem ausländischer Verbrecher und das der Islamisierung überhaupt nur auszusprechen. Dann die verantwortungslose Euro-Politik der Zentralbank, die Ozeane von Cash produziert und die Rücklagen der Sparer im Säurebad der Null- bis Negativzinsen auflöst.

Hinzu kommt ein allgemeines Unbehagen an der steuerfinanzierten Aufblähung des Staates mit den zugewandten Gender-, Correctness-, Gesundheits- und Entwicklungshilfe-

industrien. Mittlerweile dürften auch viele Europäer und Deutsche den Glauben an die Subventionskolchose der erneuerbaren Energien verloren haben. Sie sehen, was schief läuft, aber wenn sie etwas sagen, fahren ihnen die Eliten mit der Reitpeitsche übers Maul.

Es ist kein Zufall, dass die Wort- und Rädelführer des Widerstands von uns aus gesehen aus den Ländern Mittelosteuropas kommen. Die ehemaligen Sowjetsatelliten haben unter grossen Opfern für ihre Freiheit gekämpft. Sie sehnten sich nach Demokratie, Rechtsstaat und Redefreiheit ohne politisch korrekte Denk- und Sprechverbote. Viele glaubten in der EU die Erfüllung ihrer Wünsche zu erblicken. Heute stellen sie ernüchtert fest, dass das Gebilde, dem sie sich in die Arme warfen, erschreckende Ähnlichkeiten anzunehmen droht mit dem Gefängnis, dem sie entkommen konnten.

Das ist krass ausgedrückt, aber es gibt die Stimmungslage vieler Tschechen, Slowaken, Polen und Ungarn authentisch wieder. Mit Belehrungen, mit Arroganz, mit der Reitpeitsche muss man diesen stolzen, freiheitsliebenden Völkern gar nicht kommen. Es ist ein Missverständnis, Leute wie den ungarischen Premier Viktor Orbán in die Populisten- oder Rechts-extremen-Ecke abzuschieben. Orbán ist, wie die meisten, kein Gegner der EU, sondern ein überzeugter EU-Europäer, dem allerdings die generelle zentralistische Richtung nicht behagt, in die sich die Union entwickelt.

«Jeder Ungar ist ein individueller Freiheitskämpfer», sagte Ungarns Premier der *Weltwoche*. Wenn die EU schlau ist, lässt sie sich vom Freiheitsgeist, der aus dem Osten herbeiweht, inspirieren. Vieles ist im Fluss. Frankreichs Präsident Macron preist sich an als freundlichen Napoleon einer erneuerten EU. Dass er damit mehr Frankreich und mehr Zentralis-

mus meint, ist möglich, aber nicht gesagt. Dem geschmeidigen Newcomer wäre zuzutrauen, dass er taktisch links blinkt, um rechts abzubiegen, in Richtung einer Eurovision à la General de Gaulle, der von einem «Europa der Vaterländer» träumte.

Und was macht Merkel? Die Kanzlerin gilt als angeschlagen bis erledigt. Ihre Gegner laden kübelweise Häme ab. Mal sehen. Wir bleiben voller Hoffnung. Merkel ist die flexibelste Politikerin der Gegenwart. Sie startete



Grosse zweite Chance: Orbán, Merkel.

als liberalkonservative Reformerin 2003 und marschierte dann so weit nach links, dass es die SPD fast umbrachte. Es ist vorstellbar, dass die Physikerin jetzt wieder nach rechts beidreht. Mausert sie sich zur heimlichen Verbündeten der Freiheitsreformer aus dem Osten? Merkel ist die Regierungschefin mit der grossen zweiten Chance – und deshalb ist sie in dieser Ausgabe auf dem Titelbild.

Aber egal, wie sie sich schlussendlich entscheiden in ihren Palais und Glaspalästen. Schon jetzt darf man immerhin beruhigt feststellen, dass die Zeiten der EU-Monokultur vorüber sind. Es gibt mehr Vielfalt und ehrlichen Streit, weniger künstliche Harmonie, die immer schon verlogen war, von der sich allerdings gerade die schweizerischen Offiziellen, allen voran die Bundesräte und ihre Unterhändler, bezirzen und hypnotisieren liessen wie der Urwaldjüngling Mowgli von der buntäugigen Schlange im Kindertrickfilm «Dschungelbuch».

Die EU als sturer Monoblock bricht auf, transformiert sich, und das ist eine gute Nachricht für die Schweiz. Wer denkt heute noch im Ernst daran, die institutionell gefestigte Eidgenossenschaft an die institutionelle Grossbaustelle EU anzudocken? Gut, die letzten Unverbesserlichen verkrellen sich im Bundeshaus, sitzen in den Medien, in den Konzernetagen. Ihre Pläne sind gefährlich, aber sie wären ein Aufstand gegen die Wirklichkeit.

Die Zeit arbeitet für eine unabhängige Schweiz, die sich selber bleibt – und für die EU. Wir freuen uns nicht über deren Ende, aber wir blicken zuversichtlich in die bessere Zukunft, für die ihr aus östlicher Richtung der Weg gewiesen, der Marsch geblasen wird.

**KRAMPFADERN  
ERFOLGREICH  
BEHANDELN**

*Öffentlicher Informationsabend*  
Montag, 30. Oktober 2017, 18.30 Uhr

Der Anlass findet im Metropol in Zürich statt.  
Anmeldung erforderlich. Weitere Informationen  
finden Sie auf [www.pyramide.ch](http://www.pyramide.ch).



*Kinderregen:* Familie Beyeler aus dem bernischen Schwarzenburg. Seite 36



*«Absolut frei»:* Yves Donzallaz. Seite 26

## Titelgeschichte

- 16 **Freidenker aus dem Osten** Analyse des Wähleraufstands in Mitteleuropa
- 17 **Protest gegen Brüssel** Václav Klaus über den Wahlerfolg von Andrej Babis
- 19 **«Die EU ist viel zu westorientiert»** Einschätzungen von Erhard Busek
- 20 **Gegenwind aus Südost** Brüssel reagiert hilflos
- 20 **Pfister, Gössi, Rösti etc.** Schweizer Parteipräsidenten über den Wandel in Europa

## Kommentare & Analysen

- 5 **Editorial**
- 11 **Kommentar #MeToo**
- 12 **Kopf der Woche** Rolf Dobelli, Bestsellerautor
- 22 **Mörgeli** Die Schweiz wird Biel
- 22 **Bodenmann** Ohrfeigen gegen Olympische Spiele
- 25 **Medien** Nation, Nation, Nation
- 25 **Die Deutschen** Brauner Gürtel

## Interviews

- 42 **Michel Rudin** Der Co-Präsident der Schwulenorganisation Pink Cross plädiert für die «Ehe für alle»
- 44 **Katie Hopkins** Begegnung mit der kontroversesten Frau jenseits des Ärmelkanals
- 68 **Hanna Ziegert** Die forensische Psychiaterin und Buchautorin über weibliche Destruktivität

## Inland

- 26 **Yves Donzallaz** Der Bundesrichter der SVP weicht von der Parteilinie ab
- 26 **Parteien** Die treuen Wähler der EVP
- 28 **Migration** Vorläufige Entwarnung
- 30 **Parmelins dritter Weg** Wie der VBS-Chef die Ruag retten will
- 31 **EU-Osthilfe** Rudolf Walser über den Fremdkörper Kohäsionsmilliarde
- 32 **Die Schummler vom Bundeshaus** Lobbyisten werden als «Gäste» getarnt
- 34 **Bakel Walden** Der neue Wunderknabe der SRG
- 40 **Föderalismus** Lob der Triebfeder des Erfolgs der Schweiz
- 41 **87 000 Franken für Pilotenschulung** Absurder Fall bei der IV-Stelle Chur

## Ausland

- 48 **Macrons Nulltoleranz** Wie der Terrorismus Frankreich verändert
- 49 **Brief aus Peking** China im Ausnahmezustand
- 50 **Endspiel in Katalonien** Spaniens Ministerpräsident Rajoy greift durch
- 51 **Japan** Shinzo Abes Wahlerfolg
- 52 **Portugals Aufschwung** Lissabon wird zur Kultmetropole

## Wirtschaft & Wissenschaft

- 38 **Peter Spuhler** Mit dem Chef von Stadler Rail im amerikanischen Utah
- 39 **Fall Sika** Streit um die Zukunft des Aktienrechts
- 43 **Credit Suisse** Rudolf Bohli propagiert die Aufspaltung der Grossbank
- 58 **Millionär Luther** Der unermessliche Reichtum des grossen Reformators

60 YEARS OF ADVENTURE  
AND DISCOVERY



*SuperOcean*  
**HERITAGE**  
SINCE 1957

BREITLING BOUTIQUE  
AUGUSTINERGASSE 48  
ZÜRICH



INSTRUMENTS FOR PROFESSIONALS™



«Ich war einfach nur wütend, wütend, wütend»: Katie Hopkins. Seite 44



Strahler im Nebel: Stephan Eicher (l.) und Martin Suter. Seite 62

## Kultur & Gesellschaft

- 35 **Erziehung** Stress und Kita belasten die Eltern-Kind-Beziehung
- 36 «Säge mer danke» Zu Besuch bei der 15-köpfigen Familie Beyeler
- 55 **Computerspiele** Erlebnisbericht zu «Gran Turismo Sport»
- 56 **Ikone der Woche** Lady Gaga und die US-Präsidenten
- 62 **Stephan Eicher und Martin Suter** H. Elias Fröhlich über das neue Duo
- 63 «Starkes Sonntagsgefühl» Franz Kafka im Zürcher Männerbad
- 64 **Annemarie Schwarzenbach** Die Schweizer Autorin über verschleierte Frauen in Afghanistan
- 65 **Thomas Hürlimann** «De Casanova im Chloster»

## Rubriken

- 11 **Im Auge** Inés Arrimadas, Oppositionsführerin
- 14 **Personenkontrolle**
- 15 **Nachruf** Marc F. Suter, FDP-Politiker
- 66 **Die Bibel** Anvertraute Talente
- 66 **Knorr** «The Square»
- 67 **Knorrs Liste**
- 67 **Jazz** Aaron Parks
- 70 **Thiel** Ampelordnung
- 70 **Namen** Die Fans jubelten
- 70 **Fast verliebt** Schwach bleiben
- 71 **Unten durch** Pleite
- 72 **Wein** Teodosio Aglianico del Vulture
- 72 **Zu Tisch** Landgasthof «Adler», Ried-Muotathal
- 73 **Auto** Fiat 124 Spider Lusso 1.4
- 74 **Darf man das? / Leserbrief**





# Sie werden nie wieder einen Umweg bereuen.

Die neue X-Klasse. First of a new kind.  
[www.mercedes-benz.com/x-class](http://www.mercedes-benz.com/x-class)

---

Ab 4. November 2017 bei Ihrem Mercedes-Benz Partner.

---

Mercedes-Benz



# Ihr Immobilientraum?



6 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhaus  
in 8127 **Forch-Küsnacht**  
Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21  
[www.ufdeforch.ch](http://www.ufdeforch.ch)



5 ½ u. 6 ½ Zi. Terrassenhäuser  
in 8309 **Birchwil**  
Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21  
**Standort:** [www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



3 Zi. Mietwohnung  
in 8708 **Männedorf**  
Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
[www.loft-neugut.ch](http://www.loft-neugut.ch)



6 ½ Zi. Doppel-Reihen-Einfamilienhäuser  
in 8414 **Buch am Irchel**  
Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
[www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



5 ½ Zi. Garten-Eigentumswohnung  
in 8708 **Männedorf**  
Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
[www.lagovista.ch](http://www.lagovista.ch)



5 ½ Zi. Terrassen-Mietwohnungen  
in 8610 **Uster**  
Désirée Keller Tel. 044 316 13 15  
[www.schwizerstrasse35.ch](http://www.schwizerstrasse35.ch)



4 ½ und 5 ½ Zi. Wohnungen, 2 DEFH  
in 8332 **Rumlikon**  
Désirée Keller Tel. 044 316 13 15  
[www.grueens-doerfli.ch](http://www.grueens-doerfli.ch)



6 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhäuser  
in 8306 **Brüttsellen**  
Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
[www.lindenbuck.ch](http://www.lindenbuck.ch)



4 ½ und 5 ½ Zi. Terrassen-Eigentumswohnungen  
in 8135 **Langnau am Albis**  
Michael Knecht Tel. 044 804 34 34  
[www.bellesterrasses.ch](http://www.bellesterrasses.ch)



3 ½ Zi. Dach-Eigentumswohnung  
in 8184 **Bachenbülach**  
Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
[www.ridere-bachenbuelach.ch](http://www.ridere-bachenbuelach.ch)



4 ½ Zi. Eigentumswohnung  
in 8127 **Forch-Maur**  
Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21  
[www.amena-forch.ch](http://www.amena-forch.ch)



3 ½ u. 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
in 8953 **Dietikon**  
Stefanie Bigler Tel. 044 316 13 11  
**Standort:** [www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



7 ½ Zi. Atrium- und 5 ½ Zi. Reihen-EFH  
in 8302 **Kloten**  
Kevin Braunwalder Tel. 043 255 88 88  
[www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
in 8143 **Stallikon**  
Désirée Keller Tel. 044 316 13 15  
[www.zuerikon.ch](http://www.zuerikon.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Terrassenwohnungen  
in 8102 **Oberengstringen**  
Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21  
[www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



2 ½ Zi. Mietwohnung  
in 8706 **Meilen**  
Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21  
[www.haltenstrasse.ch](http://www.haltenstrasse.ch)



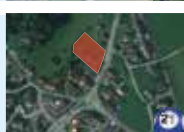
3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
in 8127 **Maur**  
Stefanie Bigler Tel. 044 316 13 11  
**Standort:** [www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



5 ½ - 6 ½ Terrassenwohnungen  
in 8103 **Untereingstringen**  
Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21  
**Standort:** [www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



5 ½ Zi. Einfamilienhäuser  
in 8476 **Unterstammheim**  
Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
[www.heerenweg.ch](http://www.heerenweg.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
in 8493 **Saland**  
Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
**Standort:** [www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



5 ½ Zi. Einfamilienhäuser  
in 8453 **Alten b. Andelfingen**  
Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
[www.vecciacasa.ch](http://www.vecciacasa.ch)



4 ½ Zi. Terrassenwohnung  
in 8610 **Uster**  
Désirée Keller Tel. 044 316 13 15  
[www.schwizerberg.ch](http://www.schwizerberg.ch)

**Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienträume verwirklicht werden können?**

Melden Sie sich bei unserem Chef [ulrich.koller@lerchpartner.ch](mailto:ulrich.koller@lerchpartner.ch) oder Tel. 052 235 80 00.

Unser aktuelles Angebot:  
[LerchPartner.ch/angebote](http://LerchPartner.ch/angebote)



**MINERGIE**<sup>®</sup>  
Member



Zürcherstrasse 124 Postfach 322  
8406 Winterthur  
Telefon 052 / 235 80 00

Wir nehmen an den folgenden  
Immobilienmessen teil:



**SVIT Immobilien-Messe in Zürich**  
16. - 18. März 2018, Lake Side Zürich



**Eigenheimmesse Schweiz in Zürich**  
6. - 9. Sept. 2018, Messe Zürich, Halle 6

# Ich auch!

Plötzlich beklagen sich alle Frauen über sexuelle Belästigung. Derweil bescheren sie «Bachelor» einen neuen Quotenrekord.

Von Rico Bandle



Stürmische Gegenkräfte: Schweizer «Bachelor».

Es war, als hätten alle darauf gewartet: Der Fall um den mächtigen Hollywood-Produzenten Harvey Weinstein, der Schauspielerinnen Filmrollen gegen Sex anbot, hatte einen Social-Media-Sturm zur Folge. Unzählige Frauen berichteten, wie auch sie schon zu Opfern von sexuellen Übergriffen wurden. Nicht zum ersten Mal. Vor zwei Jahren nannte sich die Kampagne #Aufschrei, vor einem Jahr #SchweizerAufschrei und jetzt #MeToo, also «ich auch». Ein passender Begriff. Denn es dürfen alle mitmachen. Wirklich alle. Ob Vergewaltigung oder unbedachte Berührung in der Disco, ob Belästigung am Arbeitsplatz oder ein anstössiger Witz, alles zählt als Übergriff. Dass durch diese Vermischung die ernsthaften Fälle – die zweifellos bekämpft werden müssen – bagatellisiert werden: egal. #MeToo übt vor allem auf Frauen in der gebildet-urbanen Szenen eine enorme Anziehungskraft aus – jede will dabei sein, Opfersein als Gemeinschaftserlebnis.

Keine Frage: Ein Mann, der eine Frau (oder einen anderen Mann) nötigt oder vergewaltigt, gehört vor Gericht; wer seine Machtposition am Arbeitsplatz ungebührlich ausnützt, entlassen. Kürzlich wurde im Kanton Aargau ein Wirt verurteilt, weil er einer Serviceangestellten sagte: «Ich will Sex mit dir, sonst kündige ich dir.» Es gibt also durchaus rechtliche Möglichkeiten. Natürlich ist es frustrierend,

dass solche Fälle schwer zu beweisen sind, dass vor allem jungen Frauen oft der Mut oder die Kraft fehlt, gegen Täter vorzugehen. Aber deshalb einen kollektiven Opferkult zu pflegen, gar mittelalterliche Methoden wie einen öffentlichen Pranger heraufzubeschwören, wie das namhafte Journalistinnen getan haben, das kann nicht im Interesse der Frau sein.

## Sex nach Vertrag

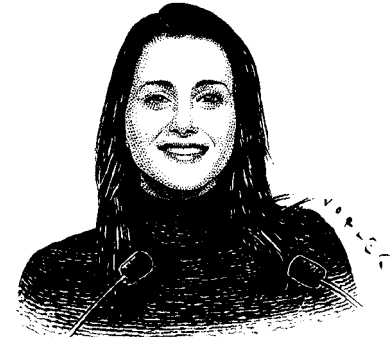
Vor einem Jahr beschwerte sich eine Journalistin in der *Sonntagszeitung* darüber, dass man in Zürcher Bars nie von Männern angemacht werde. «Männer, was ist los mit euch?», so der Titel des vieldiskutierten Artikels. Viele Frauen bestätigten die Erfahrung. Könnte es sein, dass Männer mittlerweile lieber mit ihren Kumpels ein Bier trinken gehen, als sich mit Frauen abzugeben, die sich dann womöglich als Belästigungsoffer sehen?

Die Folgen des reflexartigen Wehklagens über die «bösen Männer» gehen aber über einige eingeschüchterte Männer hinaus. Um zu sehen, wohin dies führt, reicht ein Blick über den Atlantik: In den USA steigt bei der Arbeit kein Mann mehr alleine mit einer Frau in den Lift. Zu gross ist die Gefahr, danach einem Verfahren wegen Belästigung ausgesetzt zu sein. In Kalifornien sind Studenten angehalten, jede sexuelle Handlung mit einer Frau fast schon vertraglich abzusichern («Yes Means Yes»-Gesetz).

Es handelt sich um eine Entwicklung, die niemand ernsthaft begrüssen kann – und die stürmische Gegenkräfte auszulösen vermag. Die Wahl Donald Trumps – ein Mann, der sich um keinerlei Political Correctness kümmert, der mit Frauengeschichten prahlt und sich lustvoll um alle Sexismuskonventionen schert – war auch Protest gegen den Zwang zur Überkorrektheit. Viele Leute, auch Frauen, sind es leid, jedes Wort abwägen zu müssen, um nicht Gefahr zu laufen, plötzlich als Sexist oder Rassist dazustehen.

Während die #MeToo-Bewegung in den Medien gefeiert wird, Aktivistinnen unter Beifall die Reduktion der Frau auf ihre Sexualität beklagen, vermeldet der Schweizer Privatsenders 3+, dass die neue «Bachelor»-Staffel Rekordquoten erreicht. Dabei handelt es sich um eine Sendung, in der leichtbekleidete Frauen mit viel Haut- und Körpereinsatz um die Gunst eines Mannes buhlen. Am meisten Zuspruch findet sie nicht etwa bei geifernden alten Männern, sondern: bei jungen Frauen.

# Katalanisch



Inés Arrimadas, Oppositionsführerin.

Wer ist Katalanin oder Katalane? Nur Eingeborene oder alle, die dort leben? Als die knisternd schöne junge Frau, die einem Film Pedro Almodóvars entsprungen zu sein schien, ans Rednerpult trat und loslegte als Warnerin vor dem Untergang, war TV Española nicht mehr auf die Simultanübersetzung angewiesen wie zuvor bei Carles Puigdemont, dem Ministerpräsidenten der abtrünnigen Region. Inés Arrimadas, 36, sprach als Oppositionsführerin und leidenschaftliche Gegnerin der Abspaltung demonstrativ das harte kastilianische Spanisch, wie sie das tut seit ihrem Einzug mit den Ciudadanos (alternative Bürgerpartei) vor fünf Jahren und wie es vor ihr niemand gewagt hatte – obwohl sie auch das weiche Katalanisch perfekt beherrscht und sich überhaupt als Katalanin fühlt und für den FC Barcelona schwärmt und mit einem Katalanen verheiratet ist, der einer Separatistenpartei angehört und aus Rücksicht auf sie sogar sein Abgeordnetenmandat niederlegte.

Inés Arrimadas' Vater, ein Jurist, stammt aus Salamanca in der ebenfalls autonomen Region Kastilien und León. Er lebte ursprünglich aber in Barcelona und zog dann nach Jerez de la Frontera in Andalusien, wo Inés zur Welt kam. Als Nesthäkchen von fünf Geschwistern lernte sie am Familientisch, sich zu behaupten. Sie fand sich dennoch zu schüchtern und besuchte eine Schauspielschule. Sie wollte zuerst Archäologin werden, war fasziniert von ihrer fernen Traumstadt Barcelona und belegte Katalanischkurse, entschied sich aber letztlich für die Rechte und studierte in Sevilla und in Nizza. 2006 landete sie doch in Barcelona, als Firmenberaterin und Anwältin. Im gleichen Jahr gründeten sich dort die Ciudadanos, die sich als eher konservative Protestpartei über das ganze Land ausgeweitet haben, als Gegenbewegung zu den erfolgreichen linkspopulistischen Podemos. Die alte Ordnung – Monarchie, Sozialisten, Partido Popular – zerfällt. Alles scheint offen in der Zerreihsprobe Kataloniens und Spaniens, auch die Zukunft dieser brillanten Señora. Peter Hartmann

# System Dobelli

Von Rico Bandle — Mit seinen Ratgeber-Büchern erreicht Rolf Dobelli ein Millionenpublikum. Seine Botschaft: Ein gutes Leben ist durch Disziplin und strategisches Vorgehen zu erreichen. Begegnung mit einem Mann, der die Intuition als Hindernis für ein gutes Leben sieht.



Eine Art moderner Mönch: Autor Rolf Dobelli.

Letzte Woche war er in der ZDF-Talkshow von Markus Lanz zu Gast, dazu gab er in der auflagenstärksten Zeitung Europas, der deutschen *Bild*, Tipps für ein glückliches Leben, nächste Woche liest er in London: Rolf Dobellis neues Buch «Die Kunst des guten Lebens» kommt in diesen Tagen auf Deutsch und auf Englisch heraus, die Lancierung ist ein Grossereignis, erwartet wird ein weltweiter Bestseller. Mit 2,5 Millionen verkauften Büchern und Übersetzungen in 43 Sprachen ist der Luzerner der erfolgreichste Sachbuchautor der Schweiz. «Ob man erfolgreich ist, hat fast nur mit Zufall zu tun», relativiert er. Auch das ist Teil der von ihm propagierten Strategie für ein besseres Leben: Wer sich bewusst ist, dass Erfolg fast ausschliesslich vom Glück abhängt, wird demütiger, zufriedener.

Die Grundlage, auf dem das gesamte System Dobelli beruht, findet sich auf Seite 62 des neuen Buches. Dort schreibt er: «Unser Innerstes

[ist] alles andere als ein verlässlicher Kompass, sondern vielmehr ein Wirrwarr von widersprüchlichen Regungen.» Das heisst: Der Intuition ist nicht zu trauen; wer auf die innere Stimme hört, wird scheitern. Wir müssen rational denken lernen, um das Leben zu optimieren. Auf dieser Maxime beruhten bereits Dobellis erste zwei Bestseller, «Die Kunst des klaren Denkens» (2011) und «Die Kunst des klugen Handelns» (2012). Jedes seiner Sachbücher enthält 52 unterhaltsam und leicht formulierte Kapitel, in denen anhand von Beispielen aus dem Alltag psychologische Fallstricke aufgezeigt werden, inklusive Tipps, wie diese zu umgehen sind.

## Perfekter Roman

Aber lässt sich ein gutes Leben tatsächlich durch die richtige Strategie erreichen? Gibt es einen Masterplan für Erfolg? «Planen kann man nichts. Aber mit den entsprechenden Werkzeu-

gen kann man sich selbst daraufhin programmieren, dass man auf alle Eventualitäten vorbereitet ist», sagt Dobelli.

Wir treffen uns an einem Samstagvormittag in Bern, seinem Wohnort, für das Gespräch hat er das Café des Nobelhotels «Bellevue» vorgeschlagen. Dobelli ist ein Mann, den man in einer grösseren Runde übersehen würde: ein smarterer, aber unauffälliger Typ, mit legerem Hemd und einer Rolex am Handgelenk, so wie es sie im Businessumfeld zu Hunderten gibt. Im Gespräch ist er überaus freundlich, auf alles hat er eine passende Antwort, er reagiert blitzschnell, gewitzt und intelligent. Wie in seinen Büchern: Alles klingt völlig logisch, völlig klar, ist federleicht geschrieben und erst noch in leicht konsumierbare Häppchen portioniert.

Interessant wird es, wenn man ihn herausfordert. «Herr Dobelli, wenn man das ganze Leben darauf ausrichtet, nach rationalen Kriterien richtig zu handeln, so wird es doch langweilig. Die Würze des Lebens sind doch die Fehler, die Emotionen, dass man darüber lachen kann, schon wieder einen Unsinn gemacht zu haben.» – «Ja, natürlich. Aber keine Angst, Sie werden immer genügend Dummheiten machen, über die Sie lachen können. Sie werden ein besseres Leben haben, wenn Sie diese zu minimieren versuchen.» – «Dass man aus den eigenen Fehlern lernen soll, das sagt doch jeder.» – «Aus den eigenen Fehlern zu lernen, ist die Silbermedaille. Die Goldmedaille ist, aus den Fehlern der anderen zu lernen.»

Bevor Dobelli mit seinen Sachbüchern abhob, war er Manager bei der Swissair, lebte zehn Jahre lang in den USA – und schrieb Romane. Mit seinem Debüt, «Fünfunddreissig. Eine Midlife-Story» (2003), sorgte er gleich für einen Achtungserfolg. Interessant angesichts seiner jetzigen Tätigkeit ist aber vor allem sein letzter Roman, «Massimo Marini» (2010). Denn damals wollte er den Erfolg systematisch herbeiführen.

Dobelli hatte genau zu analysieren versucht, was den perfekten Roman ausmacht. Dazu studierte er die Bücher von Philip Roth und Max Frisch. Bestsellerautor Martin Suter gab ihm den Tipp, beim Schreiben wie ein Architekt vorzugehen, alles genau zu planen. Zuerst formulierte er den Plot, wählte bewusst ein Thema, das zum Erscheinungsdatum aktuell sein würde (Gotthard-Durchstich). Er schrieb Kärtchen mit Szenen, die er im ganzen Wohnzimmer auslegte, und schob sie unzählige Male herum, bis die Reihenfolge stimmte. Der Prozess dauerte Monate. Auch das Marketing, inklusive Lesung im

Gotthardtunnel, war durchgeplant. Nichts sollte schiefgehen können.

Dennoch blieb der grosse Erfolg aus. «Schreiben lehrt einen Demut, weil man nie alles im Griff haben kann», sagt er. Seither hat er keinen Roman mehr geschrieben, obwohl es ihn reizen würde. «Anders als bei einem Sachbuch, wo man ziemlich genau weiss, wohin die Reise führt, steht man bei einem Roman vor einem Riesenberg. Davor habe ich seit meiner Erfahrung mit «Massimo Marini» grossen Respekt.»

Das Gerücht, dass er seinen Namen – ursprünglich hiess er Döbeli – auch aus Geschäftsgründen vor seinem ersten Buch gewechselt habe, dementiert er. In den USA habe niemand Döbeli aussprechen können. «Ein Namenswechsel ist im Einwanderungsland USA reine Formsache, dauert fünf Minuten.» Diogenes-Verleger Daniel Keel habe ihn bei seinem ersten Roman sogar überzeugen wollen, wieder als Döbeli aufzutreten, da dies an Döblin erinnere. «Dass ich den Namen wieder zurückwechsele, kam für mich aber nicht mehr in Frage.»

Beim Reden fallen immer wieder englische Ausdrücke, die zehn Jahre USA haben ihre Spuren hinterlassen. Auch seine Zeit als Manager. Er vergleicht das Schreiben auch mit dem Börsenhandel: «Selbst superschlaue Händler greifen in 49 Prozent der Fälle daneben, in 51 Prozent geht es gut.» Es passierten immer Sachen, die man nicht bedacht habe.

Überhaupt orientiert sich Dobelli stark an Anlegern wie Warren Buffett und Charles Munger. «Die müssen warten können, so wie die Stoiker. Das sind auch alles bescheidene Leute, die ihren Reichtum nicht zur Schau stellen.» Stoische Philosophie, Erkenntnisse der Value-Investoren und moderne Psychologie sind die wichtigsten Quellen für seine Lebensschule. Dobelli erhebt nicht den Anspruch, Neues kreiert zu haben; seine Leistung liegt darin, Wissen verständlich und unterhaltsam zu transportieren. Mit einem ähnlichen Konzept hatte er schon vorher Erfolg: Die von ihm mitgegründete Firma Get Abstract ist Weltmarktführer im Zusammenfassen von Managementliteratur.

### Das Rolex-Paradox

Kann man den Erfolg doch planen? «Durch Get Abstract kenne ich Zehntausende von Sachbüchern. Ich weiss, was garantiert nicht funktioniert. Was funktioniert, weiss niemand», sagt er. Hier spiele das Glück die Hauptrolle. «Die Länge der Kapitel meines ersten Buchs zum Beispiel hatte mir der Chefredaktor der *Sonntagszeitung* vorgegeben, wo die Texte zuvor als Kolumnen erschienen waren», erzählt er. Auch sonst sei es reines Glück gewesen, dass er zur richtigen Zeit das richtige Thema aufgegriffen habe. «Nach all den Büchern, die besagten, man solle auf die innere Stimme hören, war der Markt offen für meinen Ansatz. Das konnte ich aber nicht wissen.»

Dobelli empfiehlt, sich dem ständigen Nachrichtenfluss zu entziehen, nur wenige Bücher zu lesen, diese dafür gründlich und mehrmals. Auf Statussymbole könne man verzichten – die trügen nichts zum Glück bei –, vor allem solle man vom heute weitverbreiteten Grössenwahn abkommen, die Welt retten zu wollen. Anstatt sich damit zu beschäftigen, was andere über einen denken, solle man sich dem hinwenden, was man selbst beeinflussen könne: den eigenen Gedanken und der inneren Haltung.

Wer all seine Regeln befolgt – und dem Vernehmen nach befolgt sie Dobelli selber –, der wird zu einer Art modernem Mönch. Dobelli findet den Vergleich unpassend. «Ich war schon dreimal längere Zeit im Kloster, das strukturierte und fokussierte Leben behagt mir.» Aber den Glauben könne man nicht erzwingen.

Viele seiner Tipps richten sich an ein gutverdienendes Publikum zum Beispiel der, man solle sich ein Geldpolster von einem Jahreslohn auf die Seite legen, sich dann aber nicht mehr ums Geld kümmern. Als ich ihn auf seine Rolex anspreche – das Statussymbol schlechthin –, zieht er sie aus, lässt sie auf den Boden fallen: «Deshalb habe ich diese Uhr: Sie ist fast unzerstörbar. Sie hat nur 6000 Franken gekostet, ich habe sie seit zwanzig Jahren.»

Rolf Dobelli: Die Kunst des guten Lebens. 52 überraschende Wege zum Glück. Piper. 384 S., Fr. 23.90. Buchvernissage: 31. Oktober, 20 Uhr, Kaufleuten, Zürich

**BERUFS  
MESSE  
ZÜRICH**

Zukunft? 🤖 Lehre! ✌️



**21. bis 25. November 2017 | Messe Zürich | Eintritt kostenlos**  
[www.berufsmessezuerich.ch](http://www.berufsmessezuerich.ch) | Sonderschau: Berufswelten der Zukunft

**Treffpunkt Weiterbildung | 24. und 25. November 2017**

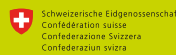
Hauptsponsorin



Unterstützt durch



Kanton Zürich  
Bildungsdirektion  
Berufsbildungsfonds



Eidgenössisches Departement für  
Wirtschaft, Bildung und Forschung WBF  
Staatssekretariat für Bildung,  
Forschung und Innovation SBI

Veranstalter



## Personenkontrolle

**Berset, Diener, Parmelin, Cassis, Burkhalter, Wasserfallen, Rutz, Herzog, M., Blocher, Leuenberger, Held, Blatter**

**Alain Berset**, glückloser Sozialreformer, nimmt nach der gescheiterten Altersreform eine weitere Grossbaustelle in Angriff. Der SP-Bundesrat plant ein grösseres Massnahmenpaket, unter anderem, um die medizinisch nicht begründete Mengenausweitung in den Griff zu bekommen. Eine Expertengruppe unter dem Vorsitz der früheren Zürcher Ständerätin **Verena Diener** (Grünliberale) hat dafür die Systeme in Deutschland und den Niederlanden geprüft und nun in einem Bericht 38 Vorschläge unterbreitet. Nun scheint es aber, als habe den Gesundheitsminister der Mut verlassen. Er will bis im Juni 2018 weitere Abklärungen vornehmen, statt, gestützt auf den Expertenbericht, sofort konkrete Reformen aufzulegen. Der Tenor in anderen Departementen am Dienstag vor der Bundesratssitzung: Man werde Berset wahrscheinlich Beine machen müssen. (hmo)

**Guy Parmelin**, Schlaumeier, beweist taktisches Gespür. Der Verteidigungsminister wollte spätestens Ende Oktober einen neuen Anlauf für die Beschaffung von Kampffjets nehmen. Das Ziel: neun Milliarden Franken für dreissig bis vierzig neue Kampfflugzeuge und ein neues bodengestütztes Raketen-system zur Luftverteidigung. Beim ersten Versuch vor ein paar Wochen lief er damit im Bundesrat auf. Gemäss Parmelins eigener Agenda hätte er letzten Mittwoch die Vorlage erneut in das Gremium bringen müssen. Aber dann kam nichts. Er warte wohl den offiziellen Amtsantritt des neuen FDP-Bundesrates **Ignazio Cassis** ab, heisst es nun in Bern. Der schlaue Parmelin erhoffe sich mit Cassis die besseren Chancen für sein teures Kampffjetprojekt als mit **Didier Burkhalter** (FDP), der am 31. Oktober in Pension geht. (hmo)

**Christian Wasserfallen**, SRF-Publikumslieb-ling, gibt sich als Vizepräsident der Aktion Medienfreiheit gerne den Anstrich eines Vorkämpfers für die privaten Medien. Dies hält den Berner FDP-Nationalrat aber nicht davon ab, nächsten Donnerstag bei seiner Kantonalpartei für die staatliche Mediensteuer zu weibeln. An der Delegiertenversammlung vertritt Wasserfallen die Nein-Parole zur Volksinitiative «No Billag», wie aus den Einladungsunterlagen hervorgeht. Andere Vorstandsmitglieder setzen sich derweil für freie



«Nur ums Geld»: Fifa-Legende Blatter.



«Dritte Kraft»: Soziologe Held.



Hohe Wellen: Finanzdirektorin Herzog.

Medien ein: **Gregor Rutz** (SVP), Präsident der Aktion Medienfreiheit, hielt am Dienstag bei der Parolenfassung der Zürcher SVP das Votum für ein Ja. Die Kantonalpartei folgte ihm mit 233 zu 6 Stimmen. (fsc)

**Eva Herzog**, sozialdemokratische Basler Säckelmeisterin, steht seit Wochen unter Beschuss der *Basler Zeitung* (BaZ). Auslöser ist der Fall von **Rösly M.**, einer neunzigjährigen Witwe, die in einem Häuschen im Hirzbrunnenquartier lebt und infolge der markanten Anhebung des Eigenmietwerts in finanzielle Not geraten ist. Die Angelegenheit wirft im rot-grünen Basel hohe Wellen, Rösly M. hat aus der Bevölkerung viel Zuspruch und Spendenangebote erhalten. Letzte Woche hat sich die unter Druck geratene Finanzdirektorin schliesslich telefonisch bei der Witwe gemeldet und anschliessend im Grossen Rat behauptet, Rösly M. wäre froh, die BaZ würde mit ihrer Berichterstattung aufhören. Mit dieser Darstellung ist die Witwe indes gar nicht einverstanden. Das habe sie ganz sicher nicht gesagt, Herzog habe sie falsch zitiert, teilte sie



Weitere Grossbaustelle: Bundesrat Berset.

der BaZ mit. «Ich bin zwar neunzig Jahre alt, aber nicht senil.» (fon)

**Christoph Blocher**, Lautsprecher, verriet das Geheimnis seiner tragenden Stimme. Bei einem Anlass zum zehnjährigen Bestehen von «Teleblocher» im Schössli Wörth am Rheinfluss deutete er auf das Pfarrhaus Laufen auf der Zürcher Seite des Flusses, wo er die ersten Lebensjahre verbrachte. Wenn man immer gegen das Dröhnen der Wassermassen anschreien müsse, stärke das die Stimmbänder, sagte er. Dies habe er auch schon mal **Moritz Leuenberger** erklärt. «Der hat immer leise gesprochen, und er hatte auch allen Grund dazu.» (ky)

**Thomas Held**, wendiger Soziologe, beklagt die Erosion der freundeidgenössischen Kompromissbereitschaft. «Die Konkordanz ist ein Kuddelmuddel», lässt er in einem Interview die Leser der deutschen *Zeit* wissen. Die Schweiz steuere schleichend auf eine Blockbildung zu. Wer kann gegensteuern? Held, der als linke Galionsfigur der 68er Bewegung bekannt wurde, später aber zum ersten Direktor des wirtschaftsliberalen Think-Tanks Avenir Suisse avancierte, outet sich neuerdings als Apostel der Mitte. «Es braucht in unserem System eine dritte Kraft, konkret die CVP, um Kompromisse mehrheitsfähig zu machen.» Was macht die CVP denn stark? Held findet: «Die CVP war stark, weil sie ordnungspolitisch schwach war.» Und: «Keinen festen Standpunkt zu haben, das war ihre Stärke.» (rz)

**Joseph Blatter**, weltfussballerische Funktionärslegende, ist immer noch fit wie ein Turnschuh. An der Churer Hochschule für Technik und Wirtschaft unterhielt der 81-Jährige Anfang Woche im Rahmen eines Podiumsgesprächs das Publikum bestens. Im fernen Wallis dürften sie es weniger lustig finden, dass ihr Landsmann das Olympiaprojekt «Sion 2026» zum Abschuss empfiehlt. Es fehle jegliche Begeisterung für das Projekt, konstatierte Blatter gemäss Bündner Presse. Schlimmer noch: «Rund um Olympia 2026 geht es nur ums Geld. Schade.» Blatter muss es wissen. Als er noch für die Fifa weibelte, ging es nämlich nie ums Geld. (rz)

## Nachruf



*Steter Kampf ums Recht:* Marc F. Suter.

**Marc F. Suter (1953–2017)** — «Vivere pericolosamente», voll auf Risiko setzen – in der Politik und privat. Das wurde dem begeisterten Sportler zum Verhängnis, als er im Alter von zwanzig Jahren nach einem Ski-

unfall seine Beine nicht mehr spürte. Ein Leben lang. Als ich ihn im Nationalrat kennenlernte, staunte ich ob seiner Wendigkeit. Ich nannte ihn den «fliegenden Rollstuhlfahrer». Seine ersten Engagements galten der Gleichstellung von Behinderten und der Europapolitik. Dem Freisinnigen ging der EWR-Vertrag von 1992 zu wenig weit, er wollte in die EU. Trotz seiner KMU-Mandate im Gewerbe. Das erstaunte mich bei ihm, als Aussenpolitiker stritten wir uns. Denn Suter war kein Etatist. Aber er unterschätzte den Zentralismus, die Gleichmacherei, die ökologische Rücksichtslosigkeit und das Unverständnis der Brüsseler Organe für Volksentscheide.

Damals zählte er zum Reform- und Umweltflügel in der FDP-Fraktion, zusammen mit Lili Nabholz und Elisabeth Kopp. Die letztere engagierte Zürcherin wurde von der Bundesversammlung als erste Frau in den Bundesrat gewählt, FDP-Präsident Bruno Hunziker unterlag. Eine Zusammenarbeit erlebten wir in der Solarenergie: Suter mit fiskalpolitischen Förderungsmassnahmen, ich als Präsident der damals überaus populären Tour de Sol zur Förderung neuer Strassenfahrzeuge. Selbstredend sass er am Steuer eines dieser leisen Flitzer, und auch hier fuhr er auf Risiko.

Dann sahen wir uns weniger, ich zog in die Aargauer Regierung ein, und er lag im Rechtsstreit mit dem Paraplegiker-Papst Guido Zäch (CVP). Zäch spürte den Gegenwind und trat nicht mehr zur Wiederwahl an, Suter verpasste sie. Auch andere wie Hans Zbinden (SP), Christian Miesch (SVP) oder Norbert Hochreutener (CVP) wurden abgewählt, aus politischen Gründen. Bei Marc Suter war sein steter Kampf ums Recht massgebend. Ein Verkehrsdelikt unter Alkoholeinfluss kam hinzu. Der Advokat wehrte sich gegen die Obrigkeit, hatte er doch weder Menschen noch Karossen gefährdet.

Aber das Wahlvolk straft unerbittlich. Suter konnte in den Nationalrat nachrutschen, aber ein Jahr später erfolgte erneut die Abwahl. Mit mir als Vizepräsidenten erlebte er noch erfolgreiche Jahre als Präsident des Landschaftsschutz-Fonds des Bundes, und ich staunte erneut, wie er auf Hügel und um Seen kurvte, um unsere Projekte zu prüfen. Doch der «fliegende Rollstuhlfahrer» konnte, erst 64-jährig, einem unheilbaren Krebs nicht mehr entkommen. Viele seiner Träume sind unerfüllt geblieben. *Silvio Bircher*

# Welche Aktien 2018 die besten Dividenden versprechen.

**Diese Woche:**  
Die grosse Rendite-Prognose.



[www.handelszeitung.ch](http://www.handelszeitung.ch) | Jeden Donnerstag neu am Kiosk | Magazin als mobile App für iPad und iPhone | Kostenloser Newsletter

Zur Wirtschaft. Zur Sache.

**Handelszeitung**

# Freidenker aus dem Osten

Von Boris Kálnoky — In Europa verschieben sich die politischen Achsen. Mitteleuropa erstartet. Der linkszentralistische Kurs Frankreichs weckt Widerstand. Was bringt der Wähleraufstand aus östlicher Richtung?

In Tschechien waren vier der fünf stärksten Parteien der Wahl am Wochenende solche, die sich gegen den politischen «Mainstream» gestellt hatten. Souveräne Siegerin war ANO, die Partei des früheren Finanzministers Andrej Babis. Die etablierten Medien im Westen nannten ihn sofort abfällig «Tschechiens Trump». Weil er reich ist, entschlossen handelt, die Dinge beim Namen nennt und vermutlich auch deswegen, weil er selbständig denkt.

Davor siegte in Österreich eine unter Aussenminister Sebastian Kurz rundum auf sich selbst zentrierte, nach rechts gerückte ÖVP. Stark legte zudem die euroskeptische FPÖ zu. Auch hier gab es einen klaren Bruch mit der Vergangenheit, als die ÖVP und die sozialdemokratische SPÖ kaum zu unterscheiden gewesen waren.

Es ist die Essenz der Demokratie: Wenn alte, verbrauchte Akteure die neuen Probleme nicht mehr lösen können, sie womöglich gar nicht erkennen, wichtige soziale oder wirtschaftliche Kraftlinien nicht mehr repräsentieren, dann sorgen die Wähler dafür, dass unverbrauchte Kräfte ins Spiel kommen.

## Unberechenbares Deutschland

Es ist kein Zufall, dass diese Entwicklung dort ihren Ursprung hat, wo die EU am jüngsten ist: In Mitteleuropa, vom Westen routinemässig und abfällig als «Osteuropa» tituliert, als seien diese Länder noch hinter dem Eisernen Vorhang. Es begann 2010, als Viktor Orbán Ungarns Ministerpräsident wurde. Allein auf weiter Flur, begann er Dinge zu tun und zu sagen, die unerhört waren in einer EU, in der zunehmend alle in eine Richtung dachten – und handelten.

Orbán stellte die Sinnfrage: Ist immer mehr europäische Integration sinnvoll? Ist es vernünftig, den Nationalstaat immer mehr zu schwächen? Ist es wirklich klug, die illegale Masseneinwanderung zu verwalten anstatt zu stoppen? Mit solchen einfachen Grundfragen fand Orbán auch ausserhalb Ungarns Gehör. Bei etablierten Politikern und den ihnen zugewandten Medien wurde er freilich zur Zielscheibe wütender, wenn auch ratloser Reaktionen.

Ist Ungarns Premier die gar nicht mehr so heimliche Zentralfigur einer Erneuerung der EU, die ihre Impulse nicht mehr aus Berlin oder Paris bekommt, sondern aus Budapest, Bratislava, Prag und Wien? Österreichs Wahlsieger Kurz telefoniert, wie man weiss, sehr intensiv mit Orbán. Nach seinem Triumph umriss er, wie übrigens auch



Eingekeilt zwischen den Grossmächten: Kurz (l.), Orbán.

Babis in Tschechien, das neue europapolitische Credo, das aus dem Osten kommt: Man stehe zwar loyal zur EU, aber die Union marschiere in vielen Bereichen in die falsche Richtung. Das wolle man ändern, und dafür brauche es Verbündete.

Babis zählte auf. Er nannte die Visegrád-Länder (V4). Das sind ausser Tschechien noch Polen, Ungarn und die Slowakei. Er erwähnte das «neue Österreich» sowie die anderen neueren EU-Mitglieder: die Balten, Rumänen und Kroaten. Mit einem Wort: Mitteleuropa. Erleben wir die Auferstehung dieser Region als politische Macht, mit Österreich als Wortführer?

Tatsächlich tut sich da etwas. Es ist kein Zufall, dass ausgerechnet in dieser geschichtsmächtigen Zone sich neue europäische Freiheitsbewegungen regen, denn genau das sind sie. Die Wurzeln gehen tief. Nach der Zerschlagung des Habsburgerreiches Österreich-Ungarn im

Gefolge des Ersten Weltkriegs entstand ein Vakuum. Hitler und Stalin profitierten und unterjochten mühelos die kleinen Nachfolgestaaten.

Die Fremdherrschaft dauerte bis zum Fall des Eisernen Vorhangs. Seither wirken zwei politische Grundimpulse in Mitteleuropa. Manchmal liegen sie im Clinch: Zum einen suchen die einstigen Sowjetsatelliten in der EU Schutz vor den Russen. Zum anderen wollen sie ihre wiedergewonnene Souveränität und Freiheit pflegen. Die Mitteleuropäer sind überzeugte, freiheitsliebende Europäer, aber eben keine Zentralisten. Das ist eine interessante und für die EU eigentlich fruchtbare Konstellation.

Es gibt in diesen Ländern eine Urangst, vielleicht eine Ur-Allergie gegen politische Bevormundung. Sie wurde geweckt durch Angela Merkels «Willkommenskultur» und verstärkt durch die in Brüssel arrogant gegen den Willen der Mitteleuropäer verfügte Umverteilungsquote der Migranten. Die Gegenreaktionen fie-





len heftig aus, nicht nur in der Politik und bei den Leuten, sondern sogar bei den traditionell EU-freundlichen Intellektuellen.

Mit Blick auf Merkmals Flüchtlingspolitik sprach zum Beispiel der rumänische Politologe Ioan Stanomir von «Sabotage am europäischen Projekt». Schlimm war aus Sicht der Ungarn, dass man Premier Orbán in Berlin und Brüssel wie einen Verbrecher behandelte, nur weil er sich am Siedepunkt der Flüchtlingskrise an die Verträge von Schengen und Dublin hielt.

Schengen verlangt die Sicherung der europäischen Aussengrenze, Dublin die Registrierung von Asylbewerbern. Als die Griechen vor dem Ansturm der Migranten kapitulierten, habe Ungarn seine Grenzen, also die EU-Aussengrenzen sichern und die Flüchtlinge am Weiterziehen hindern müssen, argumentiert Orbán. Dass ihm diese Vertragstreue in Brüssel und Berlin vorgeworfen wurde, aktivierte bei den Ungarn den bösen Verdacht, sie würden im Westen für Europäer zweiter Klasse gehalten.

Die Mitteleuropäer sind empfindlich gegenüber solchen Herabsetzungen. Und stolz auf ihre Leistungen. Stets eingeklemt zwischen Grossmächten, benötigten sie grosse Klugheit, um überhaupt Freiräume zu wahren. In kommunistischen Zeiten waren sie in brutalen Machtstrukturen gefangen. Auch da gab es eine

---

**Immer gab es nur eine Sehnsucht: das zu sagen, was man denkt, und das zu tun, was man sagt.**

---

«politische Korrektheit» wie heute im Westen, Phrasen, die alle nachbeten mussten, ohne wirklich an sie zu glauben. Und immer gab es nur eine Sehnsucht: mehr Freiraum. Die Freiheit, mit dem eigenen Kopf zu denken, das zu sagen, was man denkt, das zu tun, was man sagt.

György Schöpflin ist ein brillanter Kenner mitteleuropäischer Mentalitäten. Er lehrte an der University of London Osteuropa-Studien und sitzt heute für Orbáns Fidesz im Europaparlament. Er nennt das, was sich während der Flüchtlingskrise bei den traditionellen Eliten Europas abspielte, eine «Tabuisierung des Denkens», eine Weigerung, die Wirklichkeit zu sehen. Dagegen seien die Mitteleuropäer, aus schmerzlicher Erfahrung der sowjetischen Propaganda, heute immun. Problemlösungen aus dem Osten allerdings sind gemäss Schöpflin etwas, was man sich im Westen schlicht nicht vorstellen könne, weil man dazu mental nicht bereit sei. Ein enger Berater von Ungarns Ministerpräsident Orbán, der nicht genannt werden will, nennt ein Beispiel: Merkel habe nach der Griechenlandkrise nicht erkannt, wie nützlich Mitteleuropa sein könnte als strategischer Partner gegen die unverantwortliche Wirtschaftspolitik der Mittelmeerländer.

«Sie hätte erkennen müssen, dass wir Mitteleuropäer ihr da viel näher stehen als beispiels-

## Meinung

# Protest gegen Brüssel

**Der Wahlerfolg des Multimilliardärs Andrej Babis ist nicht erfreulich, aber interessant. Den Tschechen geht es wirtschaftlich gut, aber sie sind unzufrieden mit der Richtung der EU. Von Václav Klaus**

Die Ergebnisse der tschechischen Wahlen sind kompliziert, und es ist nicht einfach, sie zu interpretieren.

Mit Sicherheit stimmen die Schlagzeilen in den deutschen Medien nicht, die behaupten, es habe eine Art «tschechischer Trump» und Euro-Skeptiker gewonnen. Andrej Babis ist kein Trump, und seine Kritik an der EU zielt auf bestimmte politische Massnahmen, aber nicht auf die EU an sich. Babis prangert die gemeinsame Währung an und die unverantwortliche Einladung an Hunderttausende, wenn nicht gar Millionen Migranten. Ausserdem ist er gegen Umverteilungsquoten bei den «Flüchtlingsen».

Babis liefert keine grundlegende Kritik des Konzepts der europäischen Integration und Unifikation. Sein Charisma reicht nicht an das von Trump heran. Sein Sieg war allgemein erwartet worden. Er ist Ausdruck der politischen Situation in Tschechien. Sein Erfolg ist ein Ergebnis des vollkommenen Versagens traditioneller politischer Parteien, besonders der Sozialdemokraten.

Die bis heute regierende politische Partei, eben die Sozialdemokraten, hat zwei Drittel ihrer Wähler im Vergleich mit den letzten Wahlen verloren. Das ist ein Absturz ohne Präzedenz in unserer jüngsten politischen Geschichte – und dafür gab es noch nicht einmal einen konkreten Grund (oder Skandal).

### Schutz des Landes

Die Wahlen brachten vielmehr eine Erschütterung der politischen Szene, obwohl sie in einer Zeit ausserordentlicher Wirtschaftsprosperität und niedriger Arbeitslosigkeit (der geringsten in Europa) stattgefunden haben. Sie sind kein Ausdruck des Protests der tschechischen Bevölkerung gegen die soziale und wirtschaftliche Lage im Land.

Die Wähler haben allerdings deutlich gezeigt, dass sie von den Politikern in anderen entscheidenden Bereichen eine ganz andere Politik erwarten. Sie wollen Schutz des Landes und seiner nationalen Interessen. Sie verlangen eine selbstbewusste Politik. Sie wollen nicht alles stillschweigend übernehmen, was von aussen, das heisst von der EU, kommt.

Die Leute, eine klare Mehrheit, sind ganz einfach unzufrieden mit der politischen Rich-

tung ihres Landes und der Europäischen Union. Abgestraft wurden bezeichnenderweise jene Parteien, die Brüssel-hörig sind, den Euro übernehmen und sich dem harten Kern der EU anschliessen wollen.

Gepunktet haben demgegenüber alle politischen Kräfte und Parteien, die keine Angst hatten, der EU die Stirn zu bieten, tschechische Interessen auch gegen Widerstand zu verteidigen. Belohnt wurden auch jene Politiker, die sich weigerten, jener progressiven linksorientierten Politik hinterherzulaufen, die uns aus westlicher Richtung aufgezwungen werden soll.

### Unterschiede zu Berlusconi

Grosser Sieger ist die Bewegung von Andrej Babis, genannt ANO, was auf Deutsch «ja» bedeutet. Sie hat viele Wähler der traditionellen

Linken und der Mitte angezogen. Babis wird als tschechischer Berlusconi bezeichnet – ein Milliardär und Businessman mit einem riesigen Imperium an Firmen in verschiedenen Wirtschaftszweigen, ein Medienmagnat, ein Mensch, gegen den viele ungeklärte Anschuldigungen seitens der Gerichte vorliegen. Im Unterschied zu Berlusconi hat er noch keinen Fussballklub, und auch Affären werden ihm nicht nachgesagt.

Warum ausgerechnet er? Es half, dass die anderen Parteien und die Medien versuchten, Babis zu verunglimpfen, ihn aus dem Kampf zu entfernen, indem sie seine geschäftlichen Aktivitäten kriminalisierten. Das war ein fataler Fehler. Babis konnte sich zum Märtyrer erheben.

Die tschechischen Wahlen bringen kein Ende der Demokratie, wie bereits behauptet. Für viele, auch für mich, bedeuten die Resultate keinen Sieg und auch keine Freude, aber sie zeigen deutlich, wie unzufrieden die Menschen mit den heutigen Umständen sind. Wobei es aus meiner Sicht – ich möchte das betonen – weniger um die Situation zu Hause geht als vielmehr um einen Protest gegen die Entwicklung der Europäischen Union, die den meisten Tschechen Sorge bereitet.

Václav Klaus ist Ökonom. Von 1992 bis 1998 war er Ministerpräsident der Tschechischen Republik, von 1998 bis 2002 Vorsitzender des Abgeordnetenhauses und von 2003 bis 2013 Staatspräsident.



Václav Klaus.

weise Frankreich», sagt der Berater. Merkel habe auch nicht hinreichend verstanden, dass das wirtschaftliche Gewicht der Visegrád-Gruppe von Jahr zu Jahr stärker werde. «Wir werden bald Nettozahler sein», sagt der Orbán-Berater. Er wirft Merkel vor, eine vertiefte Kooperation der mitteleuropäischen Länder immer «aktiv bekämpft» zu haben, «statt eine strategische Partnerschaft mit ihnen zu suchen». Auch habe sie sich keine Berater zugelegt, die die Region wirklich verstünden.

Dieses Gefühl der Herabsetzung, verbunden mit dem Eindruck, dass führende westeuropäische Politiker in der Flüchtlingspolitik den Verstand verloren hätten, ist in den Staaten Mitteleuropas weit verbreitet. Hinzu kommt aber noch etwas anderes, das vor allem auch für das Verständnis von Orbáns Politik entscheidend ist: Es gibt das Gefühl, man sei selber blind gewesen nach dem Untergang des Kommunismus, habe zu sehr und zu unkritisch auf die Westeuropäer gehört, die eigene Wirtschaft zu ihren Gunsten privatisiert, ihre Produkte gekauft, ihre Kredite angenommen, ihren Firmen die Märkte geöffnet und sie mit Steuerprivilegien angelockt.

«Rückblickend wäre es vielleicht klüger gewesen, eine mitteleuropäische Freihandelszone aufzubauen, statt gleich der EU beizutreten», sagt der britische Historiker Norman Stone. Tatsächlich führte eine der ersten Auslandsreisen Orbán als Ministerpräsident 2010 nach Warschau, wo er den Polen seine Vision einer engeren Abstimmung und Kooperation der Visegrád-Staaten unterbreitete – lange vor der Flüchtlingskrise. Erst die moderne Völkerwanderung brachte aber den Durchbruch, ein neues mitteleuropäisches Gefühl, dass man zusammengehört. Dass man jenes Europa, das man

kennt und liebt, gegen die Verfechter eines gesichtslos antinationalen, multikulturellen Europa verteidigen muss. «Europa seine Seele zurückgeben», nennt es Orbán.

Es gibt einen gemeinsamen Geist, den man wahren will, statt so zu werden wie Köln oder Berlin. Worin dieser Geist besteht, ist noch schwer zu definieren. Vielleicht mit einem Bonmot des verstorbenen ungarischen Staatspräsidenten Árpád Göncz: «Wenn ich in Krakau bin, verstehe ich alles, nur die Sprache nicht.»

Da sind natürlich auch Brüche. Historische Rivalitäten etwa zwischen Rumänen und Ungarn. Polens Haltung zu Russland ist anders als die ungarische. Die Slowakei ist in der Eurozone, Tschechen, Polen und Ungarn wollen da vorerst nicht hinein. Aber das Gemeinsame ist alles in allem stärker als das, was trennt.

### Hoffen auf ein Umdenken

Und so prägt Mitteleuropa erstmals die grossen Debatten um die Zukunft Europas mit. Als Bündnis ändert die Region die EU allein schon deshalb, weil sie die einfachen, die richtigen Grundfragen aufwirft: Macht es Sinn? Braucht es wirklich ein tiefer integriertes «Kerneuropa», das die EU nach dem Brexit nur weiter spalten würde, in Kernländer und Peripherie? Oder wäre ein Europa der Nationalstaaten für die Deutschen und Franzosen weniger toxisch, ein Europa der Vaterländer besser – ohne einen schweren institutionellen Überbau?

Weil Mitteleuropa plötzlich Gewicht hat, ist eine globale politische Auseinandersetzung um die Region entbrannt. US-Präsident Donald Trump und Israels Ministerpräsident Benjamin Netanjahu stärkten die Mitteleuropäer demonstrativ mit Besuchen in Warschau und Budapest. Frankreichs Präsident Emmanuel

Macron machte ebenso demonstrativ einen weiten Bogen um beide Länder.

Die Westeuropäer versuchen, den Zusammenhalt der Visegrád-Gruppe aufzubrechen. Mit Konkurrenzmodellen wie dem «Weimarer Dreieck» (Deutschland, Frankreich, Polen). Mit den «Slavkover Gesprächen» (Österreich, Tschechien, Slowakei) will Österreich seinen Anspruch als Führungsmacht Mitteleuropas untermauern in Konkurrenz zu Ungarn oder Polen. Genau deswegen haben die V4 einen Beitritt Österreichs immer kategorisch ausgeschlossen, sie wollen Wien die Führung nicht überlassen. Notgedrungen hat Sebastian Kurz einen V4-Beitritt nun ebenfalls ausgeschlossen.

Aber trotz allen Brüchen und Konflikten halten die Visegrád-Staaten zusammen und weiten ihren Einfluss in der Region aus. Sie kooperieren mit den baltischen Staaten, mit dem Westbalkan, mit Rumänien und Bulgarien.

«Im Europäischen Rat der Regierungschefs wird die Stimmung jetzt etwas anders werden», erwartet es Schöpflin als Ergebnis der letzten Wahlen. Es sei kein Zufall, dass EU-Kommissionschef Juncker die Regierungschefs der Visegrád-Staaten jüngst zu einem Abendessen getroffen habe. Orbán hatte danach gesagt, «viele Missverständnisse» seien «geklärt» worden. Gab es ein Friedensangebot Junckers an die Freidenker aus dem Osten? In Warschau und Budapest würde man das begrüssen. Und explizit hofft der ungenannte Orbán-Berater auf ein Umdenken auch bei Angela Merkel: dass sie ein starkes, selbstbewusstes Mitteleuropa als Chance für Deutschland begreift, nicht als Gefahr.

«In manchen Bereichen wollen die Mitteleuropäer ja durchaus mehr Integration, etwa eine europäische Armee», sagt Schöpflin. Sie wollen aber, dass es Sinn macht, «nicht Integration um der Integration willen», sondern Lösungen statt Experimente.

Denn die EU, welche die Mitteleuropäer wollten, sei jene EU, der sie 2004 beigetreten seien, sagte Orbán in einem TV-Interview im Juli: die EU Helmut Kohls, ein Europa der Nationen. In diesem Sinne lehnten die Mitteleuropäer jede institutionelle Reform ab, die weiter in Richtung von Mehrheitsentscheidungen in der EU ginge. Sie beharren auf dem Konsensprinzip im EU-Rat der Regierungschefs. Man müsse die Rechte der Nationalstaaten respektieren, sagte Orbán anlässlich der Bestattung Helmut Kohls, «man darf ihnen ihre Rechte nicht entwenden, ihnen Dinge aufzwingen oder über ihre Köpfe hinweg mit schleichenden Änderungen in den europäischen Grundverträgen Konstruktionen einbringen, in denen sich am Ende niemand wohlfühlt».

Sich wohlfühlen wie ein Ungar in Krakau – das ist die europäische Vision der Mitteleuropäer. Ein Europa, in dem man sich daheim fühlen kann. ○

### Kritik an Ungarn und Polen – was ist dran?

Die Regierungen in Ungarn und in Polen werden im Westen kritisiert, weil sie angeblich die Pressefreiheit, die Justiz und das Wahlrecht einschränken. Weiter wirft man ihnen Korruption, Antisemitismus und eine Roma-feindliche Politik vor.

Die Deutsche Gesellschaft für Auswärtige Politik widmete diesen Vorwürfen eine Studie. Ergebnis: In keinem Bereich stimmen die Vorwürfe ganz, in manchen aber teilweise. Demnach sei Ungarn «ein freier und demokratischer Rechtsstaat, in dem die Presse nicht zensiert wird». Die Regierung «unterstützt nicht Antisemitismus; tatsächlich hat der Staat bedeutende Schritte unternommen, um Antisemitismus zu bekämpfen». Auch bleibe die Justiz unabhängig.

Die wichtigste berechtigte Kritik an Orbán ist laut der Studie seine Neigung, Schlüsselpositionen mit Verbündeten zu

besetzen: «Solche parteipolitisch beeinflussten Personalentscheidungen sind weder gut für die betroffenen Institutionen, noch tun sie dem Land insgesamt gut, da sie die Diversität beeinträchtigen können, die jede Demokratie braucht.»

Polen wird vorgeworfen, die Justizreform schränke die Unabhängigkeit der Richter ein. Die Publizistin Aleksandra Rybicka gibt jedoch zu bedenken, dass die Justiz nach dem Ende des Kommunismus nie reformiert wurde, dass polnische Richter – trotz verbreiteter Korruption – noch niemanden wegen Korruption verurteilt hätten. Zudem habe die Richterschaft eine seit Jahren zugesagte Instanz zur Selbstkontrolle nie eingeführt. Die Richter seien zur selbstherrlichen Kaste geworden, die von niemandem kontrolliert werde. Daher sei es notwendig, sie Kontrollen zu unterwerfen. *Boris Kálnoky*

## «Die EU ist viel zu westorientiert»

Von *Andreas Unterberger* — Erhard Busek hat schon vor vierzig Jahren für den Mitteleuropa-Gedanken gekämpft. Die Wahlerfolge der Nationalkonservativen geben dem früheren Wiener Vizekanzler recht. Er rät zu mehr Selbstbewusstsein gegenüber Berlin.

Wenn sich Erhard Busek im Café des alt-ehrwürdigen Wiener Hotels «Imperial» die Morgenzeitungen bringen lässt, hat das mehr als einen Hauch Altösterreich. So haben das auch vor über hundert Jahren österreichische Politiker getan. Und Ex-Politiker, die so wie Busek auch mit 76 Jahren noch begeistert an allen möglichen Fronten mitmischen.

Busek kommt aus der Österreichischen Volkspartei, für die er zwischen den siebziger und den neunziger Jahren viele Spitzenfunktionen ausgeübt hat, vom Wiener Vizebürgermeister bis zum Vizekanzler jener Koalitionsregierung, die Österreich in die EU führte. Ausserdem war er der Kopf der Mitteleuropa-Idee – einer engeren Zusammenarbeit der Staaten von Polen bis Ungarn. Nun scheint die Zeit dieser Idee gekommen zu sein.

**Als Veteran des Mitteleuropa-Gedankens müssten Sie jetzt denken: Ich habe dafür schon den Achtzigern gekämpft, und jetzt gewinnt Mitteleuropa an Bedeutung.**

Wahrscheinlich ist Engagement in diese Richtung mehr denn je notwendig. Eine Veränderung in der Europäischen Union auf mehr Leistungsfähigkeit hin ist nur möglich, wenn es gewisse regionale Zusammenschlüsse gibt.

**Zusammenschlüsse?**

Nicht staatsrechtlich, aber Kooperationen.

**Was heisst das konkret?**

Der Fehler der EU ist, dass sie zu westorientiert ist. Es gibt kaum Funktionen für Mittel- und Osteuropäer. Es hat irrsinnig lang gedauert, bis der Herr Tusk etwas geworden ist [Anm.: EU-Rats-Präsident]. Das hat eine Entfremdung gegenüber der EU ausgelöst.

**Ist das eine Machtfrage?**

Viel primitiver. Die haben sich unter Bekannten bewegt und haben die Neuen gar nicht zur Kenntnis genommen. Das Zweite ist, dass die EU nach wie vor als Achse Deutschland-Frankreich gesehen wird. Das ist sicher falsch.

**Was heisst Mitteleuropa eigentlich?**

Es ist geografisch schwer zu definieren. Es ist ein System der beweglichen Wände. Je nach Situation gehören manche dazu und manche nicht.

**Sie betonen aber, dass die Deutschen nicht dazugehören.**

Das ist richtig. Meine Skepsis bezieht sich auf die Sehnsucht der Deutschen, allein zu bestimmen.



«Wir Österreicher sind nicht Deutschland»: Busek.

**Der Gegenvorwurf lautet: Wenn Österreicher von Mitteleuropa reden, verbirgt sich dahinter sicher eine Habsburger-Nostalgie.**

Blödsinn. Das ist ein billiges, vordergründiges Argument und frei von Inhalten.

**Wenn ich in Brünn oder Lemberg im Kaffeehaus bin oder alte Schulgebäude sehe, ist alles – abgesehen von der Sprache – völlig gleich wie in Österreich. In Hamburg oder Bremen hingegen nicht.**

Das ist eine emotionale Sichtweise. Das spielt hinsichtlich der Fragen, vor denen wir stehen, keine Rolle. Man kann mit der Gleichheit der Bahnstationsgebäude nicht das Problem der Infrastruktur lösen. Da passiert im Westen vieles, was in der Mitte und im Osten nicht passiert.

**Was soll dann Mitteleuropa konkret?**

Verstärkte regionale Kooperation. Wobei einiges geschieht. Die Donauinitiative zum Beispiel bringt etwas weiter, das ist eine Kooperation von vierzehn Ländern, die durch die Donau verbunden sind.

**In Ungarn und Polen wird heute wieder vom christlichen Europa gesprochen. Das ist für uns ungewohnt.**

Der Westen Europas hat einen ungeheuren Säkularisierungsprozess hinter sich.

Der Stellenwert des Christlichen ist äusserst gering geworden. Bei der CDU ist es fast nur noch im Namen. Bei den Polen scheint das Katholische aber ein nationales Element zu sein.

**Der christliche Wurzelgrund ist also in Europa weg?**

Im Gegenteil. Das wird zunehmend eine Rolle spielen in Hinblick auf den Islam. Im Islam sind die Kräfte sehr stark, die Religion politisch instrumentieren. Daher müssen Kultur und Bildung mehr diskutiert werden.

**Kommt heute neue Kraft aus dem Osten – ex oriente lux?**

Wir hatten ja bisher ex occidente Luxus. Aber wir müssen bei der Frage nach dem Osten tiefer gehen, über den Balkan zum Nahen Osten. Der hat zum Christentum ungeheuer viel beigetragen. Da passiert momentan Schreckliches, nämlich die Liquidation der christlichen Kirchen.

**Sie haben dieser Tage in Hinblick auf die Flüchtlingsfrage gesagt, eigentlich habe Viktor Orbán alles richtig gemacht.**

Da ist es um die Flüchtlingsflut 2015 gegangen. Da verteidige ich ihn, sonst nicht. Er hat verlangt, dass die EU gemäss dem Schengen-Abkommen hätte registrieren müssen, wer da kommt. Und mit dieser Kritik hat er recht.

**Wie nahe soll Österreich an Visegrád herandrücken?**

Die Diskussion «Visegrád plus Österreich und Slowenien» ist überholt. Die wollen das nicht. Österreich hätte statt dessen viel intensiver – politisch, universitär, gesellschaftlich – die Diskussion mit den Ungarn und so weiter führen sollen. Da sind die Kontakte fast gestorben. Wir hatten längere Zeit gemeinsame Sitzungen des Ministerrats mit Ungarn, jetzt nicht mehr. Ich bin der Letzte, der einen ungarischen Minister eingeladen hat. Besuche in Polen sind eine ausgesprochene Seltenheit geworden. Auch nach Prag fahren keine österreichischen Minister.

**Wie sehen Sie das Verhältnis Österreich-Deutschland? Da gibt es durch Sebastian Kurz eine deutliche Entfremdung.**

Ich finde das ganz natürlich. Wir Österreicher sind nicht Deutschland. Wir sind nicht der dritte deutsche Staat. Wir sollten uns auch längst nicht mehr die Kontrollen an der deutsch-österreichischen Grenze bieten lassen. Das ist eine unglaubliche Misshandlung. ○

## Gegenwind aus Südost

Die EU reagiert hilflos auf den Wandel in Mitteleuropa.

Die Wahl von Sebastian Kurz in Österreich und Andrej Babis in Tschechien ist ein schwerer Rückschlag für die EU-Politiker in Brüssel. Vor allem Kommissionspräsident Jean-Claude Juncker muss nun kleinere Brötchen backen. In einer Grundsatzrede im September in Strassburg hatte Juncker eine neue Flüchtlingspolitik mit verpflichtenden Quoten sowie den «Euro für alle» gefordert.

Beide Projekte waren von Anfang an umstritten – auch in Berlin, wo man Junckers Plänen für «mehr Europa» skeptisch gegenübersteht. Nach den Wahlen in Wien und Prag dürften sie sich kaum noch realisieren lassen:

– Kurz lehnt eine zentrale Zuteilung von Flüchtlingen durch die EU, wie sie Juncker plant, ab. Er dürfte sich stärker an die Position der Visegrád-Gruppe anlehnen, die auf eine wasserdichte Sicherung der EU-Aussengrenzen drängt und die Umverteilung von Flüchtlingen strikt ablehnt.

– Babis hat sich gegen die Einführung des Euro ausgesprochen. «Der Euro ist derzeit für uns nicht vorteilhaft», betonte er nach Junckers Rede. Zudem setzt auch der tschechische Milliardär auf Abschottung; die EU-Pläne für eine Umverteilung von Flüchtlingen weist er zurück.

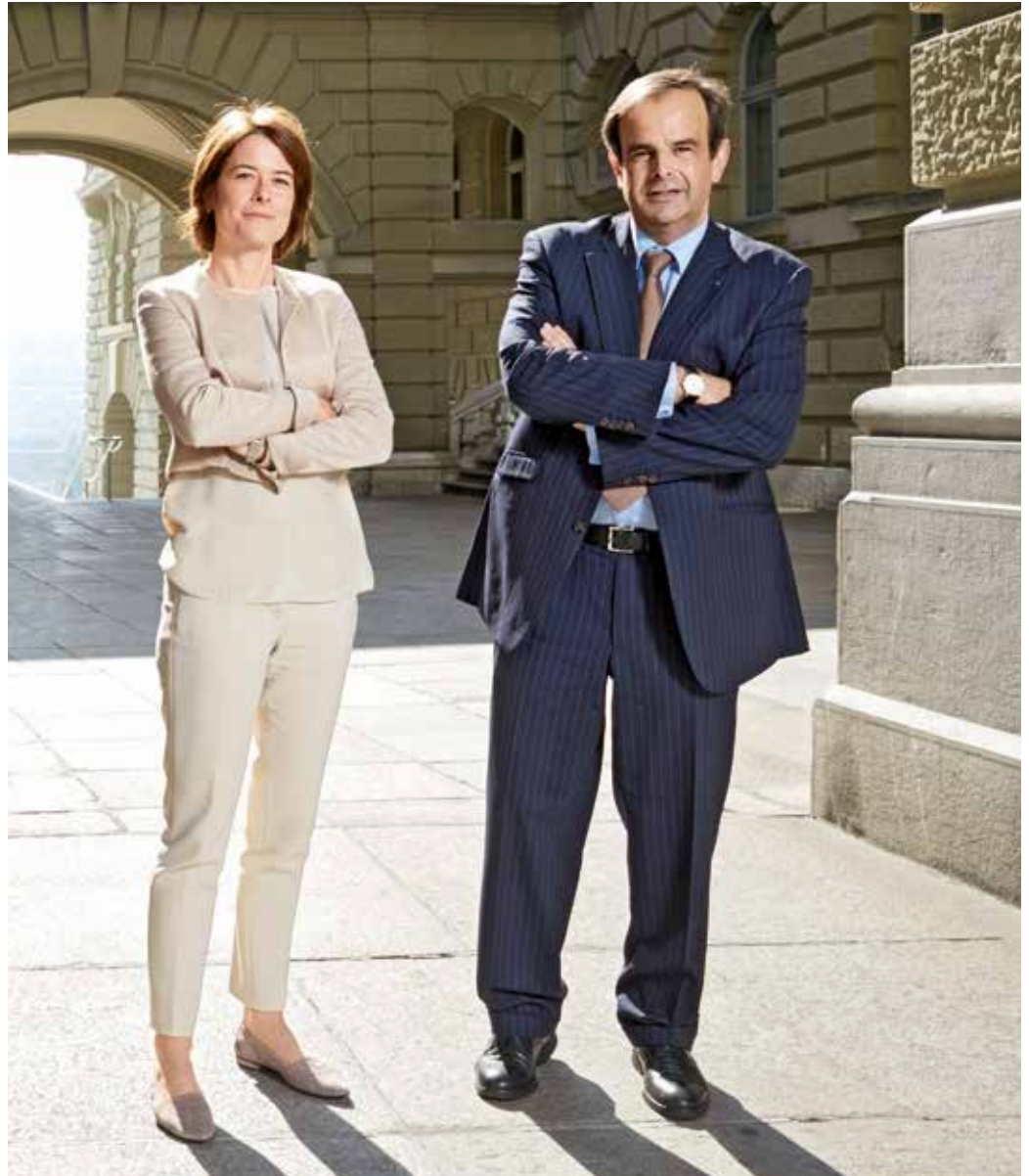
Juncker reagierte auf seine Weise auf den Gegenwind aus Südost: Er versuchte, seine alten und neuen Kritiker zu umarmen. So traf er sich kurz vor dem EU-Gipfel in der vergangenen Woche mit Vertretern der Visegrád-Gruppe in Brüssel. Ausserdem lud er Kurz zu einem Gespräch ein. Danach war viel von «Kontinuität» und der Hoffnung auf eine «proeuropäische Regierung» die Rede. Die grosse Frage ist allerdings, wie man «proeuropäisch» definiert. Kurz und Babis halten sich nämlich selbst für gute Europäer; allerdings fordern sie eine andere, stärker an den Sorgen der Bürger und nationalen Interessen orientierte Politik.

Zum Problem könnte das nicht nur für Juncker, sondern auch für Angela Merkel und Emmanuel Macron werden. Merkel fordert eine gerechtere Lastenteilung in der Flüchtlingspolitik. Und Macron möchte die Euro-Zone zum «harten Kern» der EU ausbauen – mit eigenem Finanzminister und milliarden-schwerem Budget.

Auch das wird jetzt schwerer durchsetzbar. Zwar stehen die umstrittenen Reformen bereits auf der EU-Agenda für 2018. Aber Kurz und Babis könnten die Pläne ausbremsen. *Eric Bonse*

## Kommt jetzt die «Liste Pfister»?

Von Philipp Gut — Wie schätzen die Präsidenten der grossen Schweizer Parteien die spektakulären Verschiebungen nach den jüngsten Wahlen in Europa ein? Welche Lehren ziehen sie daraus?



«Es findet ein Umdenken statt»: Parteichefs Gössi (l., FDP) und Pfister (CVP).

Die Chefs der Bundesratsparteien beobachten die tektonischen Plattenverschiebungen in der europäischen Politlandschaft mit Interesse, aber nervös machen sie die krachenden Sensationen im Ausland nicht. Zu einzigartig ist das Schweizer Modell, als dass hier vergleichbare Ausschläge möglich wären in dem Sinn, dass ganze Traditionsparteien mit einem Schlag praktisch in der Bedeutungslosigkeit versinken und Neulinge von null auf hundert durchstarten. Dennoch studieren die Strategen der Schweizer Parteien die rasanten Entwicklungen in der Nachbarschaft genau.

Besonders spannend ist, wie die CVP, die sich unter Gerhard Pfister gerade neu erfin-

det, auf den Erfolg der Schwesterpartei ÖVP im östlichen Nachbarland reagiert. Wird es bei den nächsten Wahlen vielleicht sogar eine «Liste Pfister» geben, analog zur «Liste Kurz» in Österreich? «Da bin ich zu alt und zu wenig attraktiv», winkt Pfister ab. Und die CVP sei definitiv nicht die Partei, die so etwas mit sich machen liesse.

So radikale Veränderungen, wie sie in diesem Wahljahr von Frankreich über Deutschland und Österreich bis zur Tschechischen Republik vorgekommen sind, hält Pfister in der Schweiz nicht für möglich. Unser Land habe einige der aktuellen europäischen Entwicklungen bereits vorweggenommen. Einer-

seits durch die Politik der SVP, die sich mit ihren Spitzen gegen die «Classe politique» als Anti-Establishment-Partei profiliert und umstrittene Themen wie die Migration frühzeitig auf die Agenda gesetzt habe. Einen weiteren Grund für die relative Stabilität der Schweiz sieht Pfister im politischen System: Der Wahlsieger stellt hier nicht wie anderswo die Regierung, der Bundesrat setzt sich nach der Idee der Konkordanz zusammen. Schliesslich wirke die direkte Demokratie mit ihren Volksabstimmungen, mit Initiativ- und Referendumsrecht wie ein Ventil. Den Deckel lupft es in der Schweiz viel weniger.

### Wendepunkt der EU-Geschichte

Der CVP-Präsident erwartet eine Wiederbelebung der mitteleuropäischen Achse im europäischen Machtgefüge. ÖVP-Chef Sebastian Kurz werde die Anliegen der Visegrád-Gruppe, also von Polen, Tschechien, Ungarn und der Slowakei, aufnehmen und ihr innerhalb der EU mehr Gewicht verschaffen. Pfister traf kürzlich den ehemaligen polnischen Ministerpräsidenten Jaroslaw Kaczynski. Dieser sei kein Anti-Europäer, wie es auch der Ungar Viktor Orbán nicht sei, doch er wolle die EU verändern: Sie solle «weniger Businessplattform» sein und die «Freiheit stärker verteidigen», so gibt Pfister die Stossrichtung Kaczynskis wieder.

Die westeuropäische Prägung der EU werde schwächer werden, glaubt Gerhard Pfister. Die deutsche Vorherrschaft in Europa und die traditionelle Allianz von Deutschland und Frankreich seien herausgefordert: durch den Brexit, aber auch durch das Rütteln an den Grundpfeilern Personenfreizügigkeit und offene Grenzen.

Die «Willkommenskultur» von Angela Merkel, die 2015 Hunderttausende Migranten unkontrolliert ins Land rief und damit das Schengen/Dublin-System ausser Kraft setzte, könnte sich gemäss Pfister als Wendepunkt in der Geschichte der EU erweisen. Der CVP-Präsident weist darauf hin, dass Deutschland und Frankreich zuvor die ersten Länder gewesen sind, die die Maastricht-Kriterien verletzten. Die EU-Zugpferde hätten angefangen, die Währungsunion zu destabilisieren, lange vor den vielgescholtenen Griechen.

### Richtungsstreit in der CVP

Lernen könne die CVP mit Blick auf die Erfolge von Kurz und Co. vor allem im strukturellen Bereich, sagt Pfister. Es brauche eine stärkere Zentralisierung der politischen Kampagnen und eine straffere Führung der Kantonalsektionen.

Mit der ÖVP und der deutschen CDU teilt Pfister die Betonung der Wertefrage. Parteiintern hat er einen ersten Sieg im Richtungsstreit errungen. Die CVP definiert sich im neuen Leitbild als konservative beziehungsweise

«sozial-konservative» Kraft. Innerhalb der Partei gab es Widerstand gegen die Neuorientierung, viele wollten am Label «liberal-sozial» festhalten. Doch Pfister ist überzeugt, dass es jenseits der SVP eine «Nische» für eine konservative Partei eigener Prägung gibt.

### Gössi will Ausländerrecht verschärfen

FDP-Präsidentin Petra Gössi sieht ein Europa in Bewegung, verkrustete Strukturen wie die der jahrzehntelangen Koalition von Sozialdemokraten und Konservativen in Österreich lösten sich auf. Wahlsieger Kurz bleibe allerdings ein bekennender Europäer. Es sei bemerkenswert, dass das politische Talent als eine der ersten Amtshandlungen sofort zu EU-Kommissionspräsident Jean-Claude Juncker nach Brüssel gereist sei. Überzogenen Hoffnungen auf eine Demokratisierung der EU hält Gössi entgegen, sobald der Druck aus den Mitgliedstaaten nachlasse, werde sich Brüssel kaum mehr bewegen. Dennoch komme die EU nicht darum herum, die Migrationsfrage anzupacken.

Mit Blick auf die Schweiz sagt die FDP-Präsidentin, sie sei zwar mit Überzeugung für die Personenfreizügigkeit, aber im Einzelfall sei eine Verletzung des Freizügigkeitsrechts in Kauf zu nehmen. Dass das Zürcher Ober-

### Pfister ist überzeugt, dass es jenseits der SVP eine «Nische» für eine konservative Partei gibt.

gericht kürzlich die Ausschaffung eines mehrfach verurteilten deutschen Schlägers mit Verweis auf die Personenfreizügigkeit verhindert hat, entspreche nicht dem Volkswillen. Eine «pfefferscharfe» Umsetzung sehe anders aus. Die Verschärfung des Ausländergesetzes müsse angewendet und weiterentwickelt werden, so Petra Gössi weiter. Die Schweiz müsse für Asylbewerber weniger attraktiv werden. Erste Schritte in diese Richtung seien gemacht worden.

### Die Wirtschaft bewegt sich

Bewegung sieht Gössi auch hinter den Kulissen der Schweizer Wirtschaftsverbände. Sie hätten ein vertieftes Verständnis für die Ausländerpolitik der Stimmbevölkerung entwickelt. «Es findet ein Umdenken statt», sagt die FDP-Präsidentin. Der Grundsatz «Schweizer zuerst» werde bei Anstellungen vermehrt berücksichtigt. Petra Gössi hält dies für nötig, auch hinsichtlich der von der SVP geplanten Initiative zur Kündigung der Personenfreizügigkeit: «Wenn die Wirtschaft nicht mitmacht, steigt der politische Druck.» An der Personenfreizügigkeit wolle die FDP unbedingt festhalten.

Das liberale Gedankengut habe immer schon ein grosses Potenzial gehabt, sagt

Gössi. Es stelle sich aber die Frage, wie man die Leute abhole und die Probleme aufnehme, die sie drücken würden. Eine so starke Personalisierung, wie sie die deutsche FDP unter ihrem Bundesvorsitzenden Christian Lindner mit Erfolg vorantreibt, findet Petra Gössi «nicht gut». Sie wolle lieber die Vielfalt ihrer Partei zeigen. Technisch müsse man stets auf dem neusten Stand sein. Bei der jüngsten Bundesratswahl habe die FDP Massstäbe gesetzt beim Marketing und dem ganzen Drum-herum mit Roadshows und einem eigenen Kamerteam, welches die Kandidaten begleitete und die Bilder anschliessend der Presse zur Verfügung stellte.

### Rösti: «Selbstkritisch bleiben»

Für SVP-Präsident Albert Rösti sind die Signale nicht klar, in welche Richtung sich Europa bewegen wird. In Deutschland und Österreich hätten die Rechten gewonnen, in Frankreich aber nicht. Eine allgemeine Schlussfolgerung für ganz Europa zu ziehen, sei schwierig. In solch unsicheren Zeiten sei man gut beraten, die Strategie nicht zu ändern und am Bewährten festzuhalten. Die SVP sehe sich durch die jüngsten europäischen Wahlergebnisse in ihrem Programm bestätigt. Die Schweiz müsse unabhängig bleiben, ihre Stabilität zeichne sie im internationalen Umfeld aus. An der direkten Demokratie dürfe es keine Abstriche geben, so der SVP-Präsident. Der Tendenz der Politiker, sich von der Bevölkerung zu entfernen, müsse entgegengewirkt werden.

Als Beispiele nennt Rösti die Scheinumsetzung der Masseneinwanderungsinitiative durch das Parlament oder die Aussage von CVP-Bundesrätin Doris Leuthard vor den Bauern an der Olma in St. Gallen, für Agrarprodukte müssten die Grenzen rasch geöffnet werden – dies, wenige Wochen nachdem die Stimmbürger die Ernährungssicherheitsinitiative mit 80 Prozent angenommen haben. Die SVP müsse aber auch «selbstkritisch bleiben». Bei der Abstimmung zur Unternehmenssteuerreform III habe sich die Partei von der Basis wegbewegt. «Wir müssen noch mehr zu den Leuten gehen», fordert Rösti.

Wird es für die SVP enger, wenn die FDP und vielleicht auch die CVP wieder zulegen werden? Unter Druck sei man immer, sagt SVP-Präsident Rösti. «Ich habe kein Problem mit einer starken FDP, wenn sie gemeinsam mit uns Lösungen umsetzt.» Nach der Hälfte der Legislaturperiode hält Rösti fest, dass die FDP öfters rechts blinke und links abbiege. Die Energiestrategie beispielsweise hätte mit der geschlossenen Gegnerschaft der FDP an der Urne versenkt werden können. Die SVP müsse aufzeigen, wo die FDP «anders stimmt, als sie sagt».

Der Wahlkampf 2019 ist eröffnet. SP-Präsident Christian Levrat wollte sich nicht äussern. ○

## Die Schweiz wird Biel

Von Christoph Mörgeli

**H**ans Stöckli heisst der Mann der Stunde. Der umtriebige Berner SP-Ständerat amtiert als Vizepräsident des Olympiaprojekts «Sion 2026». «Mischler-Hans» gehört zu den begabtesten politischen Strippenziehern unter der Bundeskuppel. Schon die Landesausstellung Expo.02 zog er erfolgreich ans Land des Bielersees. Wobei dieses Projekt finanziell ähnlich aus dem Ruder lief wie die Stadt Biel unter Stadtpräsident Stöckli. Verschweizert jetzt Biel? Verbielert jetzt die Schweiz?

Bereits hat der Bundesrat eine Milliarde für Olympische Winterspiele in den Kantonen Wallis, Bern, Waadt und Freiburg gesprochen. Wortreich verteidigt Hans Stöckli die budgetierten Sicherheitskosten von 300 Millionen. Dieses Sümmchen orientiert sich an der Fussball-Europameisterschaft 2008. Benedikt Weibel, damals Delegierter des Bundes, bezeichnet die Zahlen seines blauäugigen Genossen Stöckli als «blauäugig». Tatsächlich haben die esoterischen Schönwetterprognosen wenig zu tun mit der Bedrohungslage von 2026. So ziemlich die ganze Armee und unzählige Polizeikräfte werden die Schweiz und deren Infrastrukturen monatelang in Belagerungszustand versetzen. Ganz sicher kann unsere hoffnungslos veraltete Flugwaffe den erforderlichen Luftschirm nicht gewährleisten. Helfen uns die Freunde des Fliegermuseums Dübendorf?

Obwohl nicht blauäugig, verlangt SVP-Fraktionschef Adrian Amstutz eine Defizitgarantie vom Internationalen Olympischen Komitee. Wenn dieses auf einen solchen Handel einsteige, würden sich demnächst auch Ruanda und Äthiopien für Olympische Winterspiele bewerben. Überhaupt spricht ziemlich alles gegen Schweizer Winterspiele. Auch wenn sich das Wallis die veralteten Infrastrukturen natürlich gerne durch den Bund erneuern liesse.

Olympische Winterspiele interessieren im Gegensatz zu den Sommerspielen nur etwa zwei Handvoll Nationen. Die Schweiz müsste alle Anstrengungen auf den Sommertourismus legen. Und sie ist in etwas tieferen Lagen bei weitem nicht mehr schneesicher. Wie verträgt sich die wohl notwendige Schneekanone mit Doris Leuthards 2000-Watt-Gesellschaft? Ob Spitzensport die Gesundheit fördert, bleibt angesichts von Dopingskandalen und Verletzungssorgen zweifelhaft. Immerhin ist der internationale Schneesport eine Sache, die verbindet. Vor allem die Ärzte haben viel zu verbinden.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

## Ohrfeigen gegen Olympische Spiele

Von Peter Bodenmann — Keine unbeschränkte Defizitgarantie. Sommaruga gewinnt gegen Parmelin.



Dank Ohrfeige mindestens 400 000 Franken gespart: Constantin.

**T**irol ist in Sachen Wintertourismus Vorbild für die Schweiz. Das Tiroler Bewerbungsdossier für die Olympischen Spiele ist viel besser als jenes von Sitten. Trotzdem haben die Tiroler klar nein gesagt zu Olympischen Spielen.

Innsbruck verfügt über mehr als 8000 Hotelbetten. Sitten nicht einmal über 500 Betten. Innsbruck hat mit mehr als 65 Prozent die Olympischen Spiele abgelehnt. Na also. Kostenkontrollleur Stahl: Der SVP-Nationalrat Jürg Stahl ist Teilzeit-Direktor der Groupe Mutuel. Dieser Krankenkassenverbund hat seit dem Abgang von Schlitzzohr Pierre-Marcel Revaz die Kosten nicht mehr im Griff. Deshalb explodieren die Krankenkassenprämien im Wallis und in der Waadt dieses Jahr mehr als anderswo. Übernachtungsweltmeister Stöckli: Die Expo 2002 in Biel war wunderschön. Nur hat das Seeland touristisch aus diesem sehr teuren Megaereignis nichts gemacht. Alle Hotels in Biel generieren pro Jahr zusammen nur 87 000 Übernachtungen.

Ein Land, das Olympische Spiele durchführen will, muss so oder anders eine unbegrenzte Defizitgarantie leisten. Zu Recht. Sonst bleiben Lieferanten auf ihren Rechnungen sitzen. Ein GAU für das Image des organisierenden Landes und des IOC.

Der Bundesrat will nur einen auf 995 Millionen begrenzten Beitrag bewilligen. Was geschieht, wenn die ganze Übung teurer wird? Guy Parmelin wusste auf diese Frage eines Jour-

nalisten keine Antwort. Das werde später in der Botschaft geregelt. Sommaruga hat sich durchgesetzt. Die Mehrheit des Bundesrats lässt den unmotivierten Guy Parmelin auf der Defizit-Banane ausrutschen.

Christoph Blocher und Christian Constantin haben begriffen, wie spät es ist. SVP-Chefstrategie Blocher lässt seine SVP gegen die Olympischen Spiele antreten. Die SVP fordert deshalb eine schweizerische Volksabstimmung. Und als Vorbedingung gleich noch mehr Geld für neue Kampfflugzeuge. Trotz Guy Parmelin, trotz Jürg Stahl. Oder genau wegen diesen beiden.

Christian Constantin hat auf eigene Rechnung das erste Olympia-Dossier erstellt. Wurde er dafür bisher entschädigt? Wohl kaum. Deshalb ist Constantin noch immer Mitglied des Komitees, wenn auch zurzeit ein inaktives. Constantin hat zusätzlich einen weiteren Beitrag von 500 000 Franken für die Bewerbung in Aussicht gestellt. Diesen will das Komitee nicht mehr annehmen, weil Christian Constantin Rolf Fringer öffentlich geohrfeigt hat. Der berechnende und berechenbare Christian Constantin hätte Fringer nie geohrfeigt, wenn «Sion 2026» nur den Hauch einer Chance hätte. So bezahlt er im schlimmsten Fall 100 000 Franken Busse. Und erspart sich sicher 500 000 Franken zusätzliche Kosten. Die Rechnung geht für ihn auf.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.



# Suchen Sie die eierlegende Wollmilchsau für Ihren Anlass?

**Hier ist sie: das Hotel *riverside*!**

- 300 gratis Parkplätze
- 96 Hotelzimmer
- 17 Seminarräume
- 10 Bowlingbahnen
- 3 Restaurants
- 1 Automuseum



**riverside**

Seminar- und Eventhotel

Spinnerei-Lettenstrasse  
8192 Zweidlen-Glattfelden

+41 43 500 92 92  
[www.riverside.ch](http://www.riverside.ch)



Exklusive VIP-Jubiläums-Gala

# 35 Jahre Circus Conelli

Herrreinspaziert! Dieses Jahr feiert der Original Schweizer Weihnachts-Circus-Conelli sein 35-jähriges Bestehen. Seien Sie unser Ehrengast an der Jubiläums-Gala mit exquisitem 4-Gänge-Gourmetmenü am 23. November und stossen Sie mit uns an beim privaten Manegen-Apéro.

Wie jedes Jahr seit 1982 wird das romantische Conelli-Zelt mit seinen funkelnenden Sternen in der Adventszeit in Zürich die Menschen verzaubern. Das romantische Chapiteau des Circus Conelli auf dem Bauschänzli gehört zu Zürich wie die Löwen zum Stadtwappen. Die Bilder des roten Zelts mitten in der Limmatstadt gehen jeweils um die ganze Welt.

Geboten wird auch im Jubiläumsjahr das Aufregendste, was es zurzeit gibt: Top-Akrobatik, verträumte Poesie, herzerfrischende Komik und musikalische Leckerbissen. Die Mischung von klassischem Zirkus und modernen Elementen, präsentiert in traumhaft-weihnachtlicher Atmosphäre, berührt die Herzen des Publikums.

Die engagierten Artisten sind allesamt Gewinner von internationalen Festivals und damit die weltweit besten ihres Fachs. Be-

gleitet werden sie von den musikalischen Höhenflügen des Live-Orchesters in Big-Band-Formation. Nicht wegzudenken sind natürlich die beiden Hausclowns Gaston und Roli.

Vom 17. November bis 31. Dezember 2017 auf dem Bauschänzli, Zürich, am Stadthausquai beim Bürkliplatz. Täglich zwei Vorstellungen.



## Platin-Club-Spezialangebot

**Donnerstag, 23. November 2017**  
Gala-Abend «Celebrate 35 Years» mit exquisitem Vier-Gänge-Gourmetmenü.  
VIP-Manegen-Apéro um 17.30 Uhr

### Leistungen:

- Apéro mit Perrier-Jouët-Champagner
- Fingerfood von Candrian Catering
- Gala-Vorstellung mit Gourmetmenü
- Gästegarderobe

### Bedingungen:

Dieses Angebot gilt nur für Weltwoche-Abonnenten. Bitte Kundennummer angeben.

### Kosten:

Fr. 210.- (statt Fr. 239.-) inkl. Apéro, restliche Getränke nicht inbegriffen

### Reservationen:

Tel. 079 407 45 65 oder office@circus-conelli.ch  
(Vorverkauf Zirkusvorstellungen ohne Essen:  
Tel. 044 212 33 33)

### Veranstalter:

Circus Conelli, c/o Conny-Land AG  
8564 Lipperswil  
www.circus-conelli.ch  
www.weltwoche.ch/platin-club

[www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub)





# Nation, Nation, Nation

Von Kurt W. Zimmermann — Die Debatte um die SRG ist nationalistisch. Teilweise ist sie schon fast rechtsradikal.

Die erste Interviewrunde hat der neue SRG-Generaldirektor hinter sich. Gilles Marchand redete mit der NZZ, mit der *Sonntagszeitung* und mit dem *Sonntagsblick*.

Wie er sich dabei präsentierte, ist schnell zusammengefasst: SRG-Generaldirektor Marchand ist ein Nationalist.

Marchands Wortwahl wiederholt sich ständig, und sie stammt, politisch eingeordnet, vom rechten Flügel: Es geht um die Schweiz, das Land, die Nation, die Schweiz, die Swissness, den nationalen Zusammenhalt, unser Land, wieder die Schweiz, die Swissness, das nationale Interesse. Nation, Nation, Nation.

Marchand folgt damit der nationalistischen Tradition, die sein Vorgänger Roger de Weck erfunden hat.

Wir sind damit bei einem interessanten Paradoxon. Beim Thema SRG sind nationalistische Sprache und nationalistische Denkungsart inzwischen vollkommen salonfähig. Man konnte das zuletzt auch erleben, als der Nationalrat über die «No-Billag»-Initiative debattierte. Im Saal wiederholte sich zur SRG die ständige Beschwörung des nationalen Zusammenhalts, des nationalen Interesses, der nationalen Bedeutung und der nationalen Aufgabe.

## Warum nicht gleich «Volksverrat»?

Die Aussagen mancher Parlamentarier waren nicht nur nationalistisch, sondern näherten sich in der Wortwahl bereits den Tönen der neuen Rechtsradikalen an. Kritik an der SRG zum Beispiel war auf einmal «unschweizerisch». Warum nicht gleich «Volksverrat»?

Nun würde man erwarten, dass die vaterländische Diktion vor allem von Politikern der Schweizerischen Volkspartei kommt. Ihnen müsste eine SRG, die den Patriotismus fördert und die nationale Identität stärkt, eigentlich perfekt ins Parteiprogramm passen. Stattdessen ist die SVP die einzige SRG-skeptische Partei.

Umgekehrt wäre von den Sozialdemokraten ein natürlicher Gegenreflex gegen die national getränkte SRG-Überhöhung zu erwarten, die sie als Chauvinismus ablehnen müsste. Stattdessen ist die SP die glühendste Pro-SRG-Partei. Der völkisch angehauchte Ausdruck «unschweizerisch» etwa stammt von SP-Nationalrat Matthias Aebischer.

Die SRG steht damit für eine verkehrte Welt in der Politik. Ideologisch hat sie die falschen Freunde wie auch die falschen Feinde. Deutlich wird dies, wenn man die SRG mit jenem Faktor vergleicht, der historisch für den eid-



Argumente von rechts aussen: Matthias Aebischer.

genössischen Zusammenhalt enorm viel wichtiger war als der öffentliche Rundfunk, also mit der Armee.

Bei der Frage der Kohäsion durch die Armeespielen die üblichen nationalistischen und antinationalistischen Positionsbezüge wieder wie von selbst. Die SVP ist für ein starkes Militär, die SP hat die Armeeabschaffung im Parteiprogramm.

Das politische Zerrbild rund um die SRG hat medienhistorische Gründe. Noch vor fünfzig Jahren war die sozialdemokratische Presse ein Faktor in der Branche. Die Auflage ihrer AZ-Gruppe lag bei 70 000 Exemplaren, nahezu so viel wie die NZZ. Dann ritt die SP ihre Blätter zu Tode. Denn in ihren Verlagen war stramme Parteizugehörigkeit stets wichtiger als geschäftliche Tüchtigkeit.

Seitdem ist die SRG die verlässlichste Medienplattform der Linken. Bis in die neunziger Jahre hatte die SRG einen klaren Linksdraht. Inzwischen dominiert die Ausgewogenheit. Doch auch dies kommt der SP entgegen, weil die Ausgewogenheit ihr die mediale Resonanz garantiert. In privaten Blättern wie *Blick*, *Tages-Anzeiger*, *NZZ* und *Aargauer Zeitung* hat sie weniger zu melden, weil sie alle neuerdings nach rechts gerutscht sind.

Die Linke kämpft verzweifelt um mediale Aufmerksamkeit. Die Linke kämpft selbst mit Argumenten von rechts aussen.

# Brauner Gürtel

Von Henryk M. Broder —  
Judoka an der Buchmesse.

Wie wir wissen, hat es auf der Frankfurter Buchmesse, höflich gesagt, ein paar «Vorfälle» gegeben. Linke «Antifaschisten» demonstrierten gegen die Präsenz von drei «rechten» Verlagen. Der



Börsenverein des Deutschen Buchhandels, Veranstalter der Messe, schloss sich den Protesten an, indem er zu einer «aktiven Auseinandersetzung» mit eben jenen «rechten» Verlagen aufrief, denen er die Stände vermietet hatte. Was wiederum die linken «Antifaschisten» als Vollmacht verstanden, die Messestände der «Rechten» kreativ umzugestalten, indem sie Bücher abräumten und Farbe verschütteten. Das hatte zur Folge, dass in allen Medien ausführlich über die «Vorfälle» berichtet wurde, was jenen Verlagen zugutekam, deren Anwesenheit auf der Buchmesse unbemerkt geblieben wäre, wenn sich der hysterische und selbstgerechte Zorn der Antifa nicht über ihnen entladen hätte.

Am Ende wurde die Geschichte auch dem Börsenverein des Deutschen Buchhandels unheimlich, weswegen der Chefredaktor des haus-eigenen *Börsenblatts*, Torsten Casimir, zu einer Klärung ansetzte. Etwas verschwurbelt formulierte er: «Wir sind dabei, ein Grundrecht bis zur Schwundstufe zurückzuentwickeln.»

Nehmen wir zu seinen Gunsten an, dass er sagen wollte, die Meinungsfreiheit sei in Gefahr. Casimir nannte die «Szenen», die sich «zutragen haben», einer «Buchmesse unwürdig» und machte dafür nicht etwa den Börsenverein, sondern das lahme «Auftreten der Polizei» verantwortlich. Dann stellte er eine Metapher aus der Welt des Kampfsports in den Raum: Da seien «Judoka am Werk» gewesen, «Judoka mit braunem Gürtel».

Wie lange Casimir an diesem Bild auch gefeilt haben mag, es sollte ihm alsbald um die Ohren fliegen. Angela Hoffmann, *Börsenblatt*-Leserin und Anhängerin asiatischer Kampfsportarten, teilte ihm brieflich mit, was es mit dem «braunen Gürtel» auf sich hat, den man «im Judo nach vielen Jahren des Übens und des Lernens» verliehen bekommt. Es sei eine «unglaubliche Unterstellung», diese Ehre «mit rechter Ideologie gleichzusetzen».

Der Chefredaktor des *Börsenblatts* muss kein Judokenner sein. Aber er sollte wissen, dass nicht alles, was «braun» ist, automatisch «rechts» sein muss. Sogar Braun könnte ausnahmsweise nur eine Farbe sein.

# Der Abweichler

SVP-Bundesrichter Yves Donzallaz zählt zu den grössten Internationalisten in Lausanne. Er hat mehrere Urteile mitverantwortet, die der Haltung seiner Partei diametral zuwiderlaufen. Wie unabhängig soll ein Bundesrichter sein? *Von Katharina Fontana*

Im November 2015 trat die Zweite öffentlich-rechtliche Abteilung des Bundesgerichts zu einer öffentlichen Beratung zusammen. Der zu behandelnde Fall schien unspektakulär. Es ging um eine seit Jahren sozialhilfeabhängige Dominikanerin, Mutter eines EU-Bürgers, die, gestützt auf das Freizügigkeitsabkommen mit der EU (FZA), ein Aufenthaltsrecht in der Schweiz geltend machte. Die fünf Bundesrichter stimmten darin überein, dass der Frau kein Bleiberecht zustehe. Dann aber war es mit der Einigkeit im Gerichtssaal auf Mon Repos vorbei. Was folgte, war eine von Gehässigkeiten geprägte mehrstündige Grundsatzdebatte über das Verhältnis von Bundesverfassung und Freizügigkeitsabkommen, über die Rechte von Volk und Gesetzgeber, über die Rolle der Justiz.

Im Mittelpunkt stand die Frage, ob die von Volk und Ständen 2014 angenommene Verfassungsnorm zur Zuwanderung dem FZA vorgehe. Die Schweiz hat sich mit dem FZA von 1999 dazu verpflichtet, die frühere Rechtsprechung des Europäischen Gerichtshofs (EuGH) zum Unionsrecht zu berücksichtigen. Das Bundesgericht übernimmt darüber hinaus aber auch die EuGH-Urteile ab 1999, sofern keine «triftigen Gründe» dagegen sprechen. Vier der Richter vertraten an der Beratung die Meinung, dass der Zuwanderungsartikel keinen triftigen Grund darstelle, bei der Übernahme der neuen EuGH-Urteile Zurückhaltung zu üben. Zudem äusserten sie sich dahingehend, dass das Bundesgericht ein allfälliges Gesetz, das gegen das FZA verstosse, nicht anwenden werde. Damit wurde die Schubert-Praxis im Bereich des FZA ausgeschlossen; diese erlaubt es dem Parlament, mit einem Bundesgesetz bewusst von einem Staatsvertrag abzuweichen. SVP-Bundesrichter Hansjörg Seiler, der gefordert hatte, zu diesen Grundsatzfragen einen Meinungsaustausch mit anderen Bundesrichtern durchzuführen, unterlag.

## Kein Sprachrohr des Gesetzgebers

Neben Seiler nahmen Andreas Zünd, Mitglied der SP, Florence Aubry Girardin von der Grünen Partei und der grünliberale Stephan Haag am brisanten Entscheid teil. Der Fünfte im Bunde war Yves Donzallaz, der mit Seiler dasselbe Parteibuch teilt. Donzallaz trat fast noch vehementer für den Vorrang des FZA ein als seine drei links-grünen Richterkollegen. Zudem machte er deutlich, dass er die Schubert-



«Absolut frei»: Bundesrichter Donzallaz.

Praxis – also die Möglichkeit des Parlaments, von einem Staatsvertrag abzuweichen – lieber heute als morgen ganz aufgeben würde. Dass ein SVP-Richter sich als solch überzeugter Verfechter internationalen Rechts zeigt, ist bemerkenswert, der Widerspruch zur Haltung

seiner Partei eklatant. Für die SVP stellt der Vorrang der Verfassung vor Völkerrecht bekanntlich ein Kernanliegen dar, das sie mit der Selbstbestimmungsinitiative durchsetzen will. Anstoss zur Volksinitiative gab notabene ein weiteres, höchstumstrittenes Urteil der-

selben Bundesgerichtsabteilung von 2012 zur Ausschaffungsiniziativa, an dem auch Donzallaz beteiligt gewesen war. Eine Mehrheit der Richter vertrat darin die Position, dass sie sich in jedem Fall an die Europäische Menschenrechtskonvention beziehungsweise an die Urteile des Strassburger Gerichtshofs halten werde und nicht an die Bundesverfassung – Volksentscheid hin oder her.

Donzallaz wurde 2008 als Bundesrichter der Volkspartei gewählt. Vor seiner Zeit in Lausanne war der 55-Jährige als selbständiger Anwalt und Notar in Martigny und Sitten tätig. Wenn man auf seine Äusserungen in öffentlichen Beratungen abstellt, scheint der

## Bewerber für das Bundesrichteramt nehme man heute genauer unter die Lupe als früher, sagt Rösti.

Walliser jener Kategorie von Richtern zuzuneigen, die sich nicht als blosses Sprachrohr des Gesetzgebers verstehen, sondern für sich in Anspruch nehmen, das Recht durch die Rechtsprechung fortzuentwickeln. Donzallaz selber will sich zu den erwähnten Völkerrechtsurteilen nicht äussern, wie er auf Anfrage mitteilt. Er weist aber darauf hin, dass die Bundesrichter vom Parlament und nicht von ihrer Partei gewählt würden und absolut frei seien, ihren rechtlichen Standpunkt zu vertreten. Sie müssten ihre juristische Tätigkeit so unabhängig und unparteiisch wie möglich ausüben können.

Der Walliser ist nicht der erste und einzige Bundesrichter, der von der Parteilinie abweicht. Tatsächlich verläuft die Rechtsprechung am Bundesgericht nicht immer so linear, wie man aufgrund der parteipolitischen Konstellation annehmen könnte. Gleichzeitig stellt sich aber doch die Frage, warum die Richtersitze nach Parteizugehörigkeit verteilt werden, wenn ein Richter die Haltung seiner Partei in Grundsatzfragen nicht teilt, ja mehr noch, ihr konstant widerspricht.

Laut Roy Garré, Präsident der schweizerischen Richtervereinigung und Richter am Bundesstrafgericht in Bellinzona, gewährleistet die Verteilung der Sitze nach Parteiproporz, dass alle Weltanschauungen am Gericht vertreten sind. Logische Prämisse sei, dass ein Richter die Grundhaltung der Partei, der er angehört, teile. In Einzelfragen werde es dennoch immer zu Abweichungen kommen. Das sei erwünscht und bestätige, dass ein Richter innerlich unabhängig sei. Nicht linientreue Bundesrichter zu bestrafen, indem man sie nicht wiederwähle, wäre höchst problematisch, sagt Garré. Bis heute sei dies auch noch nie vorgekommen. Soll eine Partei deshalb im Voraus genauer abklären, wie mögliche Kandidaten zu wichtigen Fragen stehen, ähnlich wie in den USA? Garré steht dieser Idee skeptisch

gegenüber und hält sie auch nicht für erfolgversprechend: «Am US Supreme Court ist es in den letzten Jahren immer wieder vorgekommen, dass republikanische Richter mit den Demokraten stimmten, sogar bei hochpolitischen Themen wie der Obamacare oder dem Abtreibungsrecht.»

### Sprungbrett Partei

Auch der ehemalige SP-Bundesrichter Hans Wiprächtiger, der 21 Jahre lang auf Mon Repos strafrechtliche Entscheide gefällt hat, hält es für unabdingbar, dass die Richter nicht einer Parteiorder folgen. Doch wäre es nicht seltsam, wenn ein sozialdemokratischer Bundesrichter sich konsequent als Fürsprecher der Vermieter oder Arbeitgeber hervortun würde? Richter würden bei der Rechtsanwendung ihre gesellschaftspolitischen Vorstellungen einbringen, wenn ihnen ein Spielraum gegeben sei, sagt Wiprächtiger. In diesem Sinn sei von einem SP-Richter Verständnis für Arbeitnehmer und Mieter zu erwarten. Im Einzelfall könne dies aber durchaus anders sein. Überhaupt sei die parteipolitische Herkunft der Richter nicht von überragender Bedeutung. Die SVP etwa habe durch ihre Wahlgewinne in den letzten zehn bis fünfzehn Jahren Anrecht auf bedeutend mehr Richter, und es sei für die Volkspartei manchmal schwierig gewesen, genügend geeignete Bewerber zu finden. Es könne gut sein, dass einige der Kandidaten die Chance zu diesem Karrieresprung ergriffen hätten, ohne die Kernanliegen der Partei wirklich zu teilen.

Und wie sieht das die SVP? Dort weiss man um den Querkopf in Lausanne. Doch laut Präsident Albert Rösti nützt es nichts, sich über einen Bundesrichter zu beklagen. Die Justiz sei frei, die Partei habe keinen Einfluss auf ihre Richter. Bewerber für das Bundesrichteramt nehme man heute aber genauer unter die Lupe als früher. Bevor man einen Kandidaten der Vereinigten Bundesversammlung zur Wahl vorschlage, wolle man von ihm wissen, wie er zu Europa, zu Ausschaffungsfragen oder zum Verhältnis von Völkerrecht und Landesrecht stehe. Rösti erwartet, dass jene, die sich für die SVP zur Wahl stellen, auch deren Grundhaltungen teilen und nicht erst mit Blick auf das Richteramt in die Partei eintreten.

Übrigens: Das eingangs erwähnte Urteil vom November 2015 hat jüngst wieder für Schlagzeilen gesorgt. So hat es das Zürcher Obergericht vor zwei Wochen unter Verweis auf den Lausanner Entscheid abgelehnt, einen vorbestraften deutschen Schläger des Landes zu verweisen. Bei einem Weiterzug an das Bundesgericht dürfte der Fall der Strafrechtlichen Abteilung zur Beurteilung zugewiesen werden. Man kann gespannt sein, wie diese Kammer, in der drei bürgerliche Richterinnen und Richter sitzen, zwei davon aus der SVP, argumentieren wird. ○

## Parteien

# Heimliche Siegerin

Die Kleinen werden oft vergessen. Die treuen Stammwähler der EVP kümmert das nicht.

Halbzeit. Zwei Jahre nach den eidgenössischen Wahlen und zwei Jahre vor der nächsten Neubestellung des Bundesparlaments sind wir mit Zwischenbilanzen überflutet worden. Speziell ins Zeug gelegt hat sich das Schweizer Fernsehen. Das Meinungsforschungsinstitut Sotomo wurde beauftragt, designierte Wahlsieger zu eruieren und potenzielle Verlierer zu benennen.

Dem Sotomo-Wahlbarometer haftet – wie vielen Vorgängerstudien – ein Makel an. Die Performance der grossen Parteien wird raumgreifend seziert. Die Kleinparteien müssen froh sein, wenn sie überhaupt erwähnt werden. Umso mehr sprang uns der Jubelschrei eines Funktionärs der Evangelischen Volkspartei (EVP) ins Auge. Lukas Zimmermann, im bernischen Sumiswald wohnhaftes Parteimitglied, vermeldete: «Erfreuliches Fazit aus dem Wahlbarometer: Die EVP weist mit 98 Prozent die treueste Wählerschaft auf.»

Tatsächlich verfügt die christliche Kleinpartei, die ihre Stammwählerschaft vorab in evangelikalen Freikirchen rekrutiert, über eine gutgekittete Basis, von der die Konkurrenz nur träumen kann. Bern ist die Hochburg der eingemitteten EVP, die zurzeit ihr hundertjähriges Bestehen feiert. Punkto Nibelungentreue kann ihr nur die Eidgenössisch-Demokratische Union (EDU) das Wasser reichen (95 Prozent Stammwähler). Diese politisiert ebenfalls stramm christlich, allerdings rechts aussen.

### Und die BDP?

Lukas Zimmermann ist in der Geschäftsleitung der Berner EVP für das Ressort Gemeindewahlen zuständig. Das ist keine herkulische Aufgabe. Niemand wird der EVP den Rücken kehren, aber auch kaum jemand wird dazustossen. Die Kleinpartei wird klein bleiben. Sotomo-Geschäftsführer Michael Hermann formulierte es im *Bund* so: «Der Zeitgeist ist zwar der Feind der EVP, trotzdem ist viel eher die Existenz der BDP in Frage gestellt.»

Was meint denn die BDP zum Wahlbarometer? Die einstige Bundesratspartei teilt das Schicksal der anderen Kleinparteien. Auch sie droht vergessen zu gehen. Die Berichterstattung des Schweizer Fernsehens zur Halbzeitbilanz quittierte BDP-Präsident Martin Landolt genervt wie folgt: «Service public in Reinkultur. BDP und Grünliberale werden sogar auf Grafiken ignoriert.» So geht es der EVP seit langem. Aber die heimliche Siegerin des Wahlbarometers kennt keine Wechselwähler. René Zeller

# Vorläufige Entwarnung

In der Schweiz geht die Zahl der Asylbewerber zurück. Das liegt nicht nur daran, dass die Massenimmigration über das Mittelmeer vorerst gestoppt ist. Bern hat durch gezielte Massnahmen erreicht, dass das Land für Asylmigranten unattraktiver wird. *Von Alex Reichmuth*



*Mehr Kontrolle, weniger Todesfälle: Küstenwache im Mittelmeer.*

Ein Drittel weniger Asylbewerber als 2016. Das meldete der Bund vor wenigen Tagen für das dritte Quartal. Insgesamt wurden in diesem Jahr bis Ende September knapp 14 000 Asylgesuche eingereicht – so wenige wie nie seit 2010. Noch Anfang Jahr erwartete man alles andere als sinkende Asylzahlen: 2016 waren über 27 000 Asylanten in die Schweiz gekommen. Es war der dritthöchste Wert der vergangenen zehn Jahre – und das, obwohl die Balkanroute, über die zuvor eine Million illegaler Migranten nach Europa gekommen war, längst geschlossen war. Und in Libyen warteten angeblich Hunderttausende darauf, nach Italien überzusetzen. Würden sie die Überfahrt nach Europa schaffen, so die Erwartung, kämen Zehntausende von ihnen in die Schweiz, um hier um Asyl nachzusuchen – mit dem Resultat, dass die Unterkünfte erneut übervoll und die Behörden überfordert wären.

Doch das geschah nicht. Normalerweise steigen die Asylzahlen im Frühling wegen der günstigeren Reisebedingungen deutlich an. In diesem Jahr aber blieb der saisonal bedingte Anstieg praktisch ganz aus. Auch in den Sommermonaten kamen mit jeweils rund 1600 Asylsuchenden nicht viel mehr an als zuvor in den

Wintermonaten (siehe Grafik oben auf der rechten Seite). Verglichen mit 2016, bedeutet das einen Rückgang um rund ein Drittel.

Im zentralen Mittelmeer deutete allerdings noch Mitte Jahr nichts auf eine Trendwende. Bis Ende Juni waren rund 90 000 Menschen illegal nach Europa gelangt, rund 10 Prozent mehr als im Vorjahr (untere Grafik). Sie stammten vor allem aus Ländern wie Nigeria, Guinea oder Bangladesch, wo die Lebensbedingungen zwar oft prekär sind, ansonsten aber kaum Fluchtgründe bestehen. Schlepper schickten die Migranten von Libyen aus in fahruntauglichen Booten los. Sogenannte Hilfswerke stiessen mit ihren Schiffen bis dicht an die libysche Grenze, um die Menschen aus dem Meer zu fischen und nach Italien zu bringen. Der Todeszoll war hoch. Ende Juni meldete die Internationale Organisation für Migration 2000 Ertrunkene für 2017. Also hatten mehr als 2 Prozent aller Bootsflüchtlinge die Überfahrt nicht überlebt.

## Neue Routen der Schlepper

Die beteiligten Hilfswerke kamen wegen ihrer faktischen Zusammenarbeit mit den Schleppern in die Kritik. Frontex, die Europäische

Agentur für die Grenz- und Küstenwache, forderte einen Verhaltenskodex für die beteiligten NGOs. Auch in der Schweiz gab es Diskussionen: Es war bekanntgeworden, dass der Bund eines der beteiligten Hilfswerke, Moas (Migrant Offshore Aid Station) aus Malta, mit 230 000 Euro unterstützt hatte. «Und jetzt finanziert die Schweiz auch noch die Invasion nach Italien», hatte die Mailänder Zeitung *Il Giornale* geschrieben (*Weltwoche* Nr. 21/17).

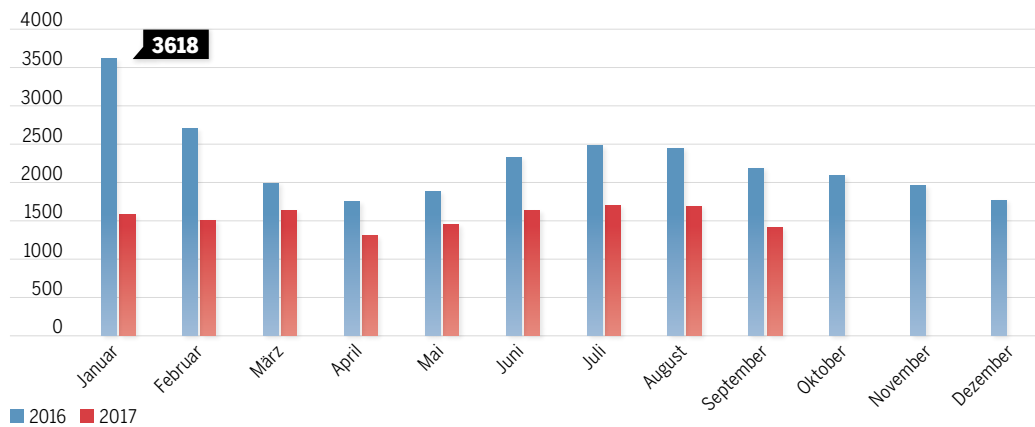
Italien drängte angesichts Zehntausender ankommender Migranten darauf, vom übrigen Europa entlastet zu werden. Doch Anfang Juli lehnten die Innenminister der EU im estnischen Tallinn die Forderungen Italiens ab. Sie sagten nein dazu, dem Land zusätzliche Migranten abzunehmen. Und sie wollten auch nicht, dass Schiffe einen Teil der Bootsflüchtlinge gar nicht erst nach Italien, sondern in Häfen anderer Mittelmeerstaaten bringen.

Kurz nach dem Treffen in Tallinn handelte Italien selber. Das Land baute eine enge Zusammenarbeit mit der libyschen Küstenwache auf. Diese liess ab sofort die Flüchtlingsboote nicht mehr gewähren, sondern fing sie ab und brachte die Migranten zurück nach Libyen. Italien half mit Ausrüstung und Ausbildung. Ehemalige Schlepper wurden dafür bezahlt, dass sie ihr Geschäft mit den Bootsflüchtlingen unterliessen. Am 10. August erklärte die libysche Regierung die Einführung einer «Such- und Rettungs-Zone», die bis siebenzig Seemeilen vor die Küste reicht, und forderte die NGOs auf, diese Zone nicht mehr anzusteuern. Manche Hilfswerke wie Médecins sans frontières stellten darauf ihre Aktivitäten vor Libyen ein. Ohne dies an die grosse Glocke zu hängen, unterstützen nebst Italien auch andere europäische Länder Libyen, etwa beim Training und bei der Ausrüstung der Küstenwache des Landes. Auch die Schweiz beteiligte sich mit einer Million Franken an der Sperrung des Mittelmeers.

Die Anlandungen in Italien gingen markant zurück. Hatte das Uno-Flüchtlingshilfswerk UNHCR im Juni noch über 23 500 erfolgreiche Mittelmeerübersetzungen registriert, waren es im Juli mit rund 11 500 weniger als die Hälfte. Im August wurden nur noch knapp 4000 Ankünfte verzeichnet. Verglichen mit 2016, betrug der Rückgang in den letzten Monaten phasenweise 80 bis 90 Prozent. Auch die Todesfälle nahmen deutlich ab. Wie der *Tages-Anzeiger* vorrechnete, zählte man im August und September dieses Jahres bei Mittelmeerüberfahrten 140 Tote, während es in den gleichen Monaten im Vorjahr

## Asylgesuche in der Schweiz

Monatsvergleich der Jahre 2016 und 2017

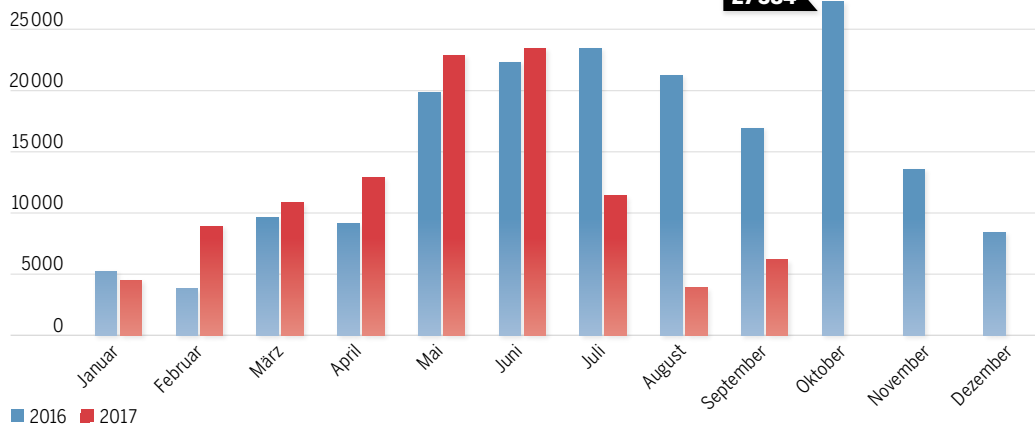


QUELLE: SEM

In der Schweiz blieb der saisonale Anstieg der Asylgesuche im Frühling 2017 praktisch aus.

## Ankünfte von Flüchtlingen in Italien

Monatsvergleich der Jahre 2016 und 2017



QUELLE: UNHCR

Rund 90 000 Menschen gelangten bis Ende Juni 2017 illegal nach Europa.

260 gewesen waren. Die Warnungen sogenannter Flüchtlingshelfer, ohne ihre Hilfeinsätze würden viel mehr Menschen im Mittelmeer ums Leben kommen, erwiesen sich als falsch.

Der starke Rückgang der Bootsmigranten entlastet das Schweizer Asylwesen. Die Schweizer Behörden haben aber schon vorher dafür gesorgt, dass das Land für Asylsuchende weniger attraktiv ist. Zum einen sind sie dazu übergegangen, bei Asylanträgen aus Staaten mit geringer Anerkennungsquote rasch über deren Gesuch zu befinden. Wer etwa aus dem Kosovo stammt, bekommt schon 48 Stunden nach der Erstbefragung einen Entscheid – fast immer einen abschlägigen. Auch Asylbewerber aus Ländern ohne akute Kriegs- und Bedrohungszustände wie Nigeria, Tunesien, Gambia oder Senegal müssen im sogenannten Fast-Track-Verfahren damit rechnen, innert kurzer Zeit eine Wegweisung zu bekommen. Entsprechend unattraktiv ist es für Migranten aus solchen Ländern geworden, in die Schweiz zu kommen.

Weiter wendet Bern das Dublin-Übereinkommen vergleichsweise strikt an: Asylanträge, die zuvor schon in einem anderen europäischen Staat ein Gesuch gestellt haben, werden, wenn

immer möglich, dorthin rücküberstellt. Da Italien seine Ankömmlinge inzwischen konsequent registriert, sind insbesondere Rückführungen ins südliche Nachbarland einfacher und häufiger geworden. Aus Angst vor Abschiebung ziehen es viele Migranten offenbar vor, auf einen Asylantrag in der Schweiz zu verzichten. Das Land dient allenfalls noch der (illegalen) Durchreise nach Norden.

Das Problem der illegalen Migration nach Europa und in die Schweiz für gelöst zu erklären, wäre allerdings bei weitem verfrüht. Die Situation im Mittelmeer bleibt labil. Es scheint, dass die Schlepper in den letzten Wochen mit etwas mehr Erfolg gearbeitet haben, sind doch im September wieder über 6000 Migranten angekommen. Diese starten ihre Überfahrt vermehrt in Tunesien, Algerien oder Marokko. Allein in Tunesien sollen im September 1400 Bootsflüchtlinge in Richtung Europa abgelegt haben.

### Mehr Rückführungen aus Deutschland

Hinzu kommt, dass die nach Libyen zurückgeführten Migranten oft in die Hände skrupelloser Menschenhändler geraten. Vor wenigen Tagen rapportierte das UNHCR, dass über

20 000 Migranten rund um die libysche Hauptstadt Tripolis in Lagern festgehalten würden. «Schockierende Misshandlungen» seien an der Tagesordnung. Europa solle darauf hinwirken, dass die unhaltbaren Zustände so rasch wie möglich der Vergangenheit angehören.

Die Schweiz kann nicht davon ausgehen, dass sie für illegale Migranten dauerhaft weniger attraktiv bleibt als andere Staaten. Insbesondere Deutschland, das dank seiner «Willkommenskultur» zum Zielland vieler Asylsuchender geworden war, verschärft seine Asylpolitik deutlich und ist zu einer strikteren Rückführungspolitik übergegangen. So stellte es in diesem Jahr bis Ende August fast 1900 Anfragen für Abschiebungen an die Schweiz, wie die NZZ am Sonntag berichtete – 70 Prozent mehr als 2016. Die tatsächlichen Abschiebungen im Rahmen des Dublin-Übereinkommens von Deutschland an die Schweiz sind mit 255 gar fast auf das Dreifache gestiegen. Künftig wird Deutschland wohl höchstens noch 200 000 Asylbewerber pro Jahr aufnehmen. Auf diesen Richtwert haben sich die Unionsparteien CDU/CSU geeinigt, die in der künftigen Koalition tonangebend sein werden. Auch Österreich wird die illegale Zuwanderung unter dem voraussichtlichen neuen Kanzler Sebastian Kurz wohl ebenfalls stark begrenzen. Die EU-Oststaaten Ungarn, Tschechien, Slowakei und Polen verweigern weiterhin jede Zuteilung von Asylanträgen an sie. ○

## Pensionierung:

Wichtiges bespricht man mit dem Experten.



Vermögens  
Zentrum

[www.vermoegenszentrum.ch](http://www.vermoegenszentrum.ch)

# Parmelins dritter Weg

In einem vertraulichen Bericht zeigt Bundesrat Guy Parmelin auf, wie er die Beziehungen zwischen der Ruag und dem Verteidigungsdepartement neu regeln will. Statt die halbstaatliche Waffenschmiede zu zerschlagen, will er eine neue gemeinsame Geschäftseinheit aufbauen. *Von Hubert Mooser*

Es ist neben der Beschaffung neuer Kampffljets eines der brisantesten Geschäfte auf der Agenda von Bundesrat Guy Parmelin (SVP), dem Vorsteher des Eidgenössischen Departementes für Verteidigung, Bevölkerungsschutz und Sport (VBS): die Entflechtung der bundeseigenen Waffenschmiede Ruag AG und des VBS.

Die früheren Rüstungsbetriebe des Bundes sind zwar seit 1998 ein privatrechtlich geführtes Unternehmen, aber zu 100 Prozent im Besitz der Eidgenossenschaft. Der Konzern ist heute noch in Bezug auf verschiedene Schlüsselssysteme der Schweizer Armee das Materialkompetenzzentrum und spielt deshalb eine zentrale Rolle für die Einsatzfähigkeit des Militärs. Ruag Aviation und Ruag Defence warten 185 Systeme der Armee wie zum Beispiel die F/A-18-Kampfflugzeuge. Dafür muss die Ruag auf Daten des VBS zugreifen können. Mit anderen Worten: Aus der jahrelangen engen Kooperation resultieren enge elektronische und auch personelle Verflechtungen.

Bis vor anderthalb Jahren echaufferte sich deswegen niemand. Im Frühjahr 2016 musste aber VBS-Chef Parmelin nach Indiskretionen in den Medien und auf Druck der Geschäftsprüfungsdelegation bekanntgeben, dass die Ruag, Spezialistin im Cyber- und Sicherheitsbereich, selbst Opfer eines Cyberangriffs durch anonyme Täter geworden und dass dieser Angriff monatelang unbemerkt geblieben war. Da die Ruag und das VBS via Standleitung miteinander verbunden sind, traf die Hackerattacke auch das VBS. Da war fertig lustig.

## Auslagerung von Geschäftseinheiten

Die Landesregierung drängt seither den Verteidigungsminister zu einer raschen Entflechtung von Ruag und VBS. Parmelin produziert zwar hierzu jetzt fast vierteljährlich Papiere, ohne dass er bislang konkrete Fortschritte hätte vermelden können. Erst am 28. September hat er dem Bundesrat eine weitere Info-Notiz vorgelegt. Darin lässt er seine Kollegen Folgendes wissen: «Die vom VBS in enger Zusammenarbeit mit der Ruag gemachten Abklärungen haben gezeigt, dass weitere vertiefte Abklärungen notwendig sind, bis der Weg, der Umfang, die Art der erforderlichen Massnahmen, der Aufwand und die Zeitverhältnisse einer Entflechtung skizziert und dem Bundesrat unterbreitet werden können.»

Erstmals zeichnet sich jedoch so etwas wie ein Silberstreifen am Horizont ab. Laut diesem Papier, das der *Weltwoche* vorliegt, haben VBS und



*Silberstreifen am Horizont: Ruag-Werk.*

Ruag bei Gesprächen im letzten Sommer eine offenbar vielversprechende – als «alternativer Ansatz» umschriebene – Entflechtungsoption vorbesprochen. Parmelin will diese nun bis im März 2018 vertiefen.

Der «alternative Ansatz» sieht so aus: Anstatt den Draht zwischen VBS und Ruag zu kappen, sollen die engen Verbindungen, die zwischen Ruag Aviation, Ruag Defence und dem VBS bestehen, so belassen werden. Stattdessen will man aber eine Entflechtung dieser beiden Einheiten innerhalb des Ruag-Konzerns anstreben.

Dafür müssten wesentliche Teile der beiden Geschäftsdivisionen, gegebenenfalls ergänzt durch Elemente anderer Ruag-Abteilungen, zu einer strategischen Geschäftseinheit «MRO Schweiz» (Arbeitstitel im Papier) umgebaut werden. MRO ist die englische Abkürzung für Unterhalt, Reparatur, Überholung. Parmelin und der Ruag-Spitze schwebt also eine Art Betrieb vor, der, losgelöst von der übrigen Ruag, künftig die gesamten Wartungsarbeiten für die Armee übernehmen würde.

Das VBS sieht bei dieser Lösung viele Vorteile. Der Unterhalt der durch die Ruag gegenwärtig betreuten Systeme der Armee könnte ohne prozessuale Anpassung erfolgen, was die Sicherheit der Leistungserbringung im Vergleich mit anderen geprüften Varianten ver-

bessere, wie das VBS in dem Papier ausführt. Die neue Geschäftseinheit könne auf die Bedürfnisse der Armee als des grundsätzlich einzigen Abnehmers der Leistungen optimiert werden. Eine Rückführung der 100 bis 200 Ruag-Mitarbeiter, die zwar auf der Lohnliste der Ruag stehen, aber hauptsächlich Dienstleistungen für das VBS erbringen, wäre nicht mehr nötig. Denn eines der kniffligsten Probleme bei der geplanten Entflechtung ist die Personalfrage. Je nach Lösung müssten Kompetenzen, die mitsamt dem Personal 1998 in die damals neugeschaffene Ruag verschoben wurden, neu aufgebaut und das Personal wieder zurück ins VBS integriert werden.

## 2000 Mitarbeiter verschieben?

Was dies im schlimmsten Falle bedeuten könnte, hat der Verteidigungsminister bereits in einem früheren Bericht an den Bundesrat anhand von drei Optionen aufgezeigt. So wäre, aus Sicht von Parmelin, die Rückführung sämtlicher Wartungsarbeiten in das Verteidigungsdepartement die sicherste Option. Das würde indessen bedeuten, dass in einem «äusserst kostenintensiven und aufwendigen Verfahren zwischen 1000 und 2000 Ruag-Mitarbeiter ins VBS zu überführen wären», warnt der Verteidigungsminister. Diese Option habe zwar Vorteile, was die Sicherheit anbelange, erscheine

aber allein schon wegen dieser Personalverschiebungen als nicht sehr realistisch.

Eine andere Variante sieht vor, dass man die Kompetenzen für die Wartungsaufträge nur teilweise wieder ins Verteidigungsdepartement zurückverlegt. Die Beziehungen zwischen Ruag und VBS würden dann so ausgestaltet wie bei anderen industriellen Anbietern von Wartungsarbeiten. Die Ruag verlöre also ihre heute privilegierte Stellung als Materialkompetenzzentrum der Armee. Dafür müssten aber auch die bestehenden Unterhaltsprozesse der Armee stark überarbeitet und angepasst werden. Während einer mindestens zehnjährigen Übergangsfrist würden für neues Material und für bereits eingeführtes Material unterschiedliche Unterhaltsprozesse zur Anwendung kommen. Es müssten jedoch «bloss 200 bis 300» Mitarbeiter der Ruag ins VBS transferiert werden.

Eine Variante sieht ein Outsourcing der operativen Systembewirtschaftung an die Ruag vor. Dies würde jedoch die Abhängigkeit des VBS von der Ruag wesentlich erhöhen und das VBS der Fähigkeit berauben, operative Leistungen im Unterhaltsbereich selber zu erbringen. Die Armee wäre von der Ruag noch abhängiger, als sie es heute schon ist.

### Viele offene Fragen

Von all den geprüften Varianten favorisiert Parmelin den mit der Ruag-Spitze besprochenen alternativen Ansatz mit einer MRO Schweiz. Nicht bloss aus Sicherheitsüberlegungen: «Dieses Modell kann auch als Ausgangspunkt genommen werden für die Privatisierung der Ruag, wie sie im Mai 2017 im Bundesrat besprochen wurde», heisst es in der Info-Notiz.

Die Privatisierung der Ruag, also eine breite Streuung des Aktionariats, ist schon lange ein Thema. Aber vor der Sommerpause wurden entsprechende Pläne auf Eis gelegt. Zuerst will der Bundesrat vom Verteidigungsminister eine Lösung bei der Entflechtung des elektronischen Datenverkehrs zwischen Ruag und VBS. Erst danach soll die Debatte über die Privatisierung wieder in den Vordergrund rücken. Parmelin sieht nun mit der MRO Schweiz eine Möglichkeit, beides im Gleichschritt umzusetzen.

Allerdings wirft das VBS-Papier auch Fragen auf. Zum Beispiel: Welche Aufgaben würde die neue Geschäftseinheit MRO Schweiz tatsächlich übernehmen? Dürfte diese Einheit nur Wartungsaufträge von Systemen der Schweizer Armee ausführen? Auch die geeignete Rechtsform eines solchen «Unterhalts- und Reparaturservices» ist unklar. Und vor allem: Welche Auswirkungen hat der Ansatz auf die verlangte Informatik-Entflechtung? Das VBS werde seine Erwartungen an die Leistungsfähigkeit einer MRO Schweiz definieren und Möglichkeiten der unternehmerischen Umsetzung mit der Ruag konkretisieren, versprach Parmelin dem Bundesrat und kündigte ein weiteres Papier für das Frühjahr 2018 an. ○

## Politik

# Fremdkörper Kohäsionsmilliarde

Der Schweizer EU-Erweiterungsbeitrag ist grundsätzlich zu hinterfragen. Soll man ihn als handelspolitischen Hebel einsetzen oder streichen? Ein Plädoyer für mehr Selbstbewusstsein. Von Rudolf Walser

Der Präsident der Schweizerischen Bankiervereinigung, Herbert Scheidt, fordert nicht nur ein selbstbewussteres Auftreten der Schweiz gegenüber der Europäischen Union. Er verlangt auch, einen allfälligen neuen Kohäsionsbeitrag unseres Landes an die EU von der Anerkennung der Äquivalenz schweizerischer Finanzmarktregulierungen mit den EU-Regeln abhängig zu machen, wie er in der NZZ vom 14. September ausführte. Ersterem ist unumwunden beizupflichten, Letzteres steht jedoch in einem grösseren Zusammenhang. Zum einen haben nicht nur die Banken, die der Schweiz in der jüngsten Vergangenheit doch einige Probleme verursacht haben, sondern auch andere Kreise aus Wirtschaft, Wissenschaft und Kultur ebenso berechtigte Begehren und Wünsche an die Adresse der EU. Zum anderen müssen die Kohäsionszahlungen grundsätzlich hinterfragt werden. Aus drei Gründen:

1 — Die Kohäsionszahlungen stehen aus handelstheoretischer und -rechtlicher Sicht quer in der Landschaft. Bisher war es weder im Rahmen der WTO noch bilateraler oder regionaler Handelsabkommen üblich, dass das Land mit dem kleineren Marktpotenzial demjenigen mit dem grösseren Absatzmarkt Ausgleichs-

### Letztlich muss die Politik immer an den eigenen Zielen gemessen werden.

zahlungen entrichtet. Weil Marktöffnungen für beide Seiten – unabhängig von der Grösse der involvierten Länder – positive Wirkungen entfalten, erübrigen sich Ausgleichszahlungen. Deshalb wurde 1972 bei Abschluss des Freihandelsabkommens der Schweiz mit der EU auch kein solcher Beitrag fällig. Von daher sind die Kohäsionszahlungen der Schweiz handelspolitisch und handelsrechtlich im Grunde genommen ein Fremdkörper.

2 — Die Ziele des EU-Binnenmarkts und der Euro-Zone versprochen eine konvergente reale Wirtschaftsentwicklung, das heisst, die

wirtschaftlich schwächeren Länder würden sich hinsichtlich Wachstum, Wettbewerbsfähigkeit und Wohlstand mit der Zeit automatisch den stärkeren Ländern annähern. Dass dies für einige EU-Mitgliedländer entweder nur teilweise oder überhaupt nicht eingetroffen ist, hat die EU selber zu verantworten. Letztlich muss die Politik immer an den eigenen Zielen gemessen werden. Für die Schweiz ergibt sich deshalb keine Pflicht, der EU für die eigenen Versäumnisse und Zielverfehlungen mit neuen Kohäsionszahlungen unter die Arme zu greifen.

3 — Im wirtschaftspolitischen Überwachungsverfahren der EU gilt zur Vermeidung und Korrektur m a k r ö k o n o m i s c h e r

Ungleichgewichte ein Leistungsbilanzüberschuss von mehr als 6 Prozent des Bruttoinlandprodukts (BIP) im gleitenden Dreijahresdurchschnitt als problematisch. Deshalb steht Deutschland nicht nur in der Euro-Zone, sondern auch international immer wieder auf der Anklagebank. Gegenüber der Schweiz befindet sich die EU jedoch in einer ähnlichen Lage. Von daher gibt es nach der Logik der EU eigentlich keinen Grund für Kohäsionszahlungen, profitiert sie doch schon heute vom beträchtlichen Handelsüberschuss gegenüber der Schweiz.

Aus all diesen Gründen darf und muss die Schweiz selbstbewusster auftreten. Sollten jedoch Kohäsionszahlungen nicht zu vermeiden sein, wäre nicht nur auf die Banken Rücksicht zu nehmen. Zudem müssten die Ausgleichszahlungen degressiv sein und mit einem festen zeitlichen Schlusspunkt versehen werden. Und schliesslich gälte es, die unwürdige asymmetrische «Guillotineklausel» in den Bilateralen I, die einem fairen völkerrechtlichen Vertrag zwischen Vertragspartnern auf Augenhöhe widerspricht, zu eliminieren.

Rudolf Walser war bis 2007 Chefökonom von Economiesuisse und nachher beim Think-Tank Avenir Suisse tätig.



Herbert Scheidt.

# Die Schummler vom Bundeshaus

Jeder Parlamentarier darf zwei exklusive Zutrittskarten fürs Bundeshaus vergeben. Mehrere Ratsmitglieder machen im Register falsche Angaben. Sie tarnen Lobbyisten als «Gäste». Damit verstossen sie gegen das Parlamentsgesetz. *Von Philipp Gut*

Sie sind rar und begehrt: Jeder Schweizer Parlamentarier darf zwei Zutrittsberechtigungen für das Bundeshaus vergeben. Wer einen solchen Badge bekommt, kann sich jederzeit frei im Parlamentsgebäude bewegen. Vor allem hat die Person einen exklusiven Zugang zu den Vorzimmern der Ratssäle und zur Wandelhalle, wo sich die Politiker während der Session tummeln. Nie ist es einfacher, mit den Volksvertretern jeder Parteidouleur ins Gespräch zu kommen, als während der viermal im Jahr stattfindenden Parlamentssitzungen. Besonders Lobbyisten schätzen diesen privilegierten Zutritt zum Bundeshaus.

Die Zutrittsberechtigung ist juristisch klar geregelt: «Jedes Ratsmitglied kann für je zwei Personen, die für eine bestimmte Dauer Zutritt zu den nichtöffentlichen Teilen des Parlamentsgebäudes wünschen, eine Zutrittskarte ausstellen lassen», heisst es in Art. 69 des Parlamentsgesetzes. Das Privileg ist mit einer Verpflichtung zur Transparenz verbunden: «Diese Personen und ihre Funktionen sind in ein öffentlich einsehbares Register einzutragen.»

Ein Blick in diese Liste zeigt allerdings, dass viele Nationalrätinnen und Nationalräte ihre Deklarationspflicht sehr eigenwillig auslegen. Lobbyisten werden nicht mit ihrer Funktion eingetragen, sondern als «Gäste» oder «persönliche Mitarbeiter» ausgegeben. Dies verstösst gegen das Parlamentsgesetz.

Die *Weltwoche* hat über zwanzig Parlamentarier ausfindig gemacht, deren Angaben offensichtlich nicht korrekt sind, und sie damit konfrontiert. So führt **Beat Jans**, Basler Nationalrat und Vizepräsident der SP Schweiz, **Daniel Wiener** als einfachen Gast auf. Tatsächlich ist dieser Verwaltungsratspräsident von Ecos, einem Beratungsunternehmen, das sich im Umweltbereich (Energieeffizienz und erneuerbare Energien) spezialisiert hat.

## Gruppe der Reuig-Nachlässigen

Ecos gehört damit zu den direkten Profiteuren der Energiestrategie 2050 mit ihren staatlich subventionierten Energieeffizienz-Programmen und der Förderung erneuerbarer Energien. Beat Jans wiederum hat federführend für seine Partei bei der Ausgestaltung des Energiegesetzes mitgearbeitet. Eine Lobby-Hand wäscht die andere. Jans räumt ein, dass er die Registrierung «wohl mal» anpassen sollte. «Als ich vor sieben Jahren Daniel Wiener als Zutrittsberechtigten registrierte, arbeitete ich selbst noch bei Ecos. Seither

habe ich nichts mehr an der Registrierung geändert.» Allerdings galt schon vor sieben Jahren die gesetzliche Bestimmung, dass die Funktionen von Zutrittsberechtigten ausgewiesen werden müssen.

Auch die Freiburger CVP-Nationalrätin **Christine Bulliard-Marbach** nimmt es nicht so genau, wenn es um ihre Badges geht. Sie hat **Xavier Pilloud**, Inhaber eines Public-Affairs-Büros, als neutralen «Gast» registrieren lassen. Pilloud ist Geschäftsführer des Netzwerks Future, eines Zusammenschlusses von Schweizer Hochschul- und Forschungseinrichtungen. Hier geht es jährlich um Milliarden Franken Steuergelder. Bulliard-Marbach ist Mitglied der zuständigen Kommission für Wissenschaft, Bildung und Kultur (WBK) und entscheidet also mit, wer wie viel vom öffentlichen Geldsegen profitiert. Sie erklärt, Pillouds

Verbindungen seien transparent im Register der Schweizerischen Public-Affairs-Gesellschaft eingetragen.

Die Mehrheit der Ertapten sammelt sich in der Gruppe der Reuig-Nachlässigen, wie der CVP-Nationalrat **Jean-Paul Gschwind**. Er hat, selber von Beruf Tierarzt, den Geschäftsführer der Gesellschaft Schweizer Tierärztinnen und Tierärzte nur als «Gast» aufgeführt. Der Jurassier spricht von einem «Versäumnis», wie auch sein Parteikollege **Guillaume Barrazzone**. Dieser gibt die Kanzlerin des Kantons Genf, **Anja Wyden Guelpa**, als «Gast» aus. Ihre Funktion sei allerdings, schiebt Barrazzone nach, «öffentlich bekannt». Diese Ausrede ist nicht im Sinn des Gesetzes. Letzteres schreibt vor, dass die Funktion unabhängig vom Bekanntheitsgrad des Gastes genannt werden muss.



*Eine Lobby-Hand wäscht die andere:* Beat Jans (SP).



«Grösster Unterstützer»: Sibel Arslan.



*Kein Kommentar:* Fathi Derder (FDP).



*Treuherzige Ausrede:* Felix Müri (SVP).



Ähnlich gelagert ist der Fall beim Solothurner SVP-Nationalrat **Christian Imark**: Sein «Gast» **Timotheus Bruderer** ist Sekretär der Parlamentarischen Gruppe Schweiz–Israel. Die Zuschreibung sei irrtümlicherweise erfolgt, erklärt Imark, er habe bereits eine Anpassung im Register in Auftrag gegeben.

### Mandat verschwiegen

Die Basler Grünen-Politikerin **Sibel Arslan** deklariert den VPOD-Gewerkschaftsvertreter **Urs Müller-Walz** als «Gast». Sie sagt, dass Müller-Walz mittlerweile nur noch «inaktives Mitglied» des VPOD sei und ausserdem ein Parteikollege. «Er war einer meiner grössten Unterstützer im Wahlkampf», und sie habe bereits damals gesagt, dass Müller im Falle einer erfolgreichen Wahl ihr Gast sein dürfe.

Ähnlich treuherzig tönt es bei SVP-Nationalrat **Felix Müri**. Sein «Gast» ist **Miriam Gurtner**. «Als sie mich fragte, ob ich ihr einen Badge fürs Bundeshaus gebe, habe ich das für ihre geleistete Arbeit als ehemalige Sekretärin der SVP-Fraktion gerne gemacht.» Mit dieser Erklärung verschweigt der Luzerner, dass Miriam Gurtner heute als Lobbyistin des Versicherers Groupe Mutuel arbeitet. FDP-Nationalrat **Frédéric Borloz** verweist auf die

technischen Schwierigkeiten, die sich beim Ausfüllen der Anmeldung gestellt hätten. Er habe geglaubt, das Formular korrekt ausgefüllt zu haben. Im Übrigen sei klar, welche Funktion **Chantal Aeby Pürro** ausübe. Für diejenigen, die es, wie der Schreibende, nicht wussten: Sie ist Geschäftsführerin des Schweizer Weinbauernverbands und damit eine klassische Interessenvertreterin.

Nationalrat **Christoph Eymann** (FDP, BS) hat **Dr. Gottlieb Keller** als «Gast» registrieren lassen, obwohl dieser als General Counsel des Pharma-Multis Roche arbeitet. Eymann erklärt, Keller sei ein Studienfreund von ihm. Auch so kann man schummeln.

Ins Formalistische flüchtet sich der SP-Politiker **Eric Nussbaumer**. Bei ihm wird **Roger Hegi**, Direktor der Sport-Toto-Gesellschaft, ebenfalls nur als «Gast» aufgeführt. Er habe Hegi die Zutrittsberechtigung in dessen Funktion als Coach des FC Nationalrat gegeben. «Ich selber bin Präsident und Captain des FC Nationalrat.» Leider sei es im elektronischen Formular nicht möglich, jemanden als Gast und mit seiner Funktion anzugeben. Auch hier bewegen wir uns im Graubereich der Wahrheit. Die Sport-Toto-Gesellschaft verteilt die Millionenerträge der staatlichen Lot-

teriegesellschaften und hatte gerade bei der Revision des Geldspielgesetzes ein vitales Interesse daran, ihre bevorzugte Stellung zu verteidigen. Zudem übernimmt die Sport-Toto-Gesellschaft die Organisation des Spielbetriebs des FC Nationalrat. Auch sympathischer Lobbyismus bleibt Lobbyismus.

Die Anfrage bei SP-Nationalrat und Gewerkschafter **Corrado Pardini** landete offensichtlich direkt bei seinem «Gast» **Johannes Wartenweiler**. Er habe sich für die Option «Gast» entschlossen, so der Sekretär des Gewerkschaftsbundes, eine Änderung sei aber bereits in Auftrag gegeben. Pardini scheint einen fleissigen Sekretär zu haben – verantwortlich für die korrekte Registrierung bleibt er allerdings selber.

### Verschleierte Milliardeninteressen

**Jacques Bourgeois**, FDP-Nationalrat und Direktor des Bauernverbandes, und **Regine Sauter**, FDP-Nationalrätin und Direktorin der Handelskammer Zürich, geben ihre Verbandsmitarbeiter als «Gäste» beziehungsweise «persönliche Mitarbeiter» aus. **Alfred Heer**, SVP-Nationalrat aus Zürich, bezeichnet **Alexander Segert**, Inhaber einer auf politische Kampagnen spezialisierten Agentur, als «Gast». Er wisse nicht, welche Lobbymandate Segert habe, deshalb könne er sie auch nicht aufführen.

Heers Parteikollegin **Sylvia Flückiger** verweist darauf, dass ihr «persönlicher Mitarbeiter» **Ruedi Horber**, ehemaliger Chefökonom des Schweizerischen Gewerbeverbandes, inzwischen pensioniert worden sei. Sie räumt allerdings ein, dass er noch einzelne Mandate wahrnehme, und sie werde die Funktion aufgrund der *Weltwoche*-Recherchen entsprechend ändern lassen.

Vier Parlamentarier wollen sich zu ihren Schummeleien nicht äussern: Der Waadtländer FDP-Nationalrat **Fathi Derder** gibt **Chantal Balet Emery**, Verwaltungsrätin in diversen Unternehmen und Organisationen, als «Gast» aus. Sein Parteikollege **Christian Lüscher** vergibt die Gästekarte gleich an die offizielle Lobbyistin seines Heimatkantons Genf. Der einzige Kommunist im Parlament, **Denis de la Reussille**, unterschlägt, dass seine «persönliche Mitarbeiterin» **Amanda Ioset** gleichzeitig Geschäftsführerin eines Hilfswerkes ist. Der Walliser Nationalrat **Thomas Egger**, Mitglied der CVP-Fraktion, tarnt **Stefan Wyer** als «Gast», obwohl dieser Partner einer mittelgrossen PR- und Kampagnenfirma ist.

Die Verschleierung hat System. Auch wenn nicht alle Fälle gleich problematisch sind, verstossen verschiedene Parlamentsmitglieder eklatant gegen die Transparenzpflicht, zumal wenn es um Milliardeninteressen geht wie in der Bildung (CVP-Nationalrätin **Christine Bulliard-Marbach**) oder im Umweltbereich (SP-Vizepräsident **Beat Jans**). ○



*Fleissiger Sekretär:* Corrado Pardini (SP).



*Technische Schwierigkeiten:* Frédéric Borloz (FDP).



*Geldsegen:* Christine Bulliard-Marbach (CVP).



*Flucht ins Formalistische:* Eric Nussbaumer (SP).



*Ein bisschen wie ein Politiker: Bakel Walden.*

## Marchands Wunderknabe

Bakel Walden sitzt ab kommendem Jahr in der Generaldirektion der Schweizerischen Radio- und Fernsehgesellschaft (SRG). Der deutsche Kommunikations-Profi geht Programmstrategien wie einen Marathonlauf an. *Von Christoph Mörgele*

Während die Ernennung von Gilles Marchand zum SRG-Generaldirektor ziemlich grosse Aufmerksamkeit genoss, blieb eine andere Beförderung fast ganz unter dem öffentlichen Radar: Der 42-jährige Bakel Walden, bisher Chef des Dienstleistungsbereichs Programmstrategie beim Schweizer Radio und Fernsehen (SRF), wird ab Januar 2018 Leiter der neugeschaffenen Direktion Entwicklung und Angebot innerhalb der SRG-Geschäftsleitung. Bei seiner bisherigen Tätigkeit lernte Walden Gilles Marchand von Radio Télévision Suisse kennen und schätzen. Offenbar gilt auch das Umgekehrte. Jedenfalls berief Marchand in seiner Eigenschaft als Nachfolger von Roger de Weck den Medienstrategen Bakel Walden in sein oberstes Führungsorgan. Dies ist ein steiler Aufstieg für den in der Gegend von Köln aufgewachsenen Rheinländer, der erst seit 2012 in der Schweiz arbeitet.

Innerhalb von SRF geniesst der dem Direktor Ruedi Matter direkt unterstellte Walden eine hohe fachliche Reputation, speziell bei den Vertretern der jüngeren Generation. Es gibt aber auch Kritiker, die seine fulminante Karriere mit Misstrauen beobachten. Seine Prognosen seien oft wenig fassbar oder lägen gar falsch, die von ihm angedachte Sendung «Heimatland» floppte, und ineffiziente Doppelpurigkeiten zwischen der Berner Zentrale und Zürich seien voraussehbar. Vertreter der privaten Medienszene werfen SRG und SRF vor, dass Bakel Walden genau jene Online-Bereiche vorantreibe und ausbaue, in denen die mit geräteunabhängigen Steuern finanzierten Sender nichts zu suchen hätten und die sie den Privaten vorbehalten möchten. Der smarte, freundlich zuhörende Walden kann mit Kritik gut leben und erwartet diese Kritikfähigkeit von öffentlich-rechtlichen Medien

generell: «Wer öffentlich kegelt, bei dem wird mitgezählt.» Er verweist etwa auf das Projekt «Junge Zielgruppen», dessen Erkenntnisse wertvolle Grundlagen für Empfehlungen an die SRF-Geschäftsleitung geliefert hätten. Auch in Sachen Programm-, Markt- und Publikumsforschung stünden die Sender von SRF heute wesentlich besser da als auch schon. Zuschauerdiskussionen, überhaupt der regelmässige Austausch mit dem Publikum seien heute eine Selbstverständlichkeit.

### Dunkle Wolken von «No Billag»

Seine neue Aufgabe als Leiter der 32-köpfigen Abteilung Angebot und Entwicklung soll nun darin bestehen, die für die gesamte SRG relevanten Angebotsthemen zu bündeln. Dieser Apparat wirkt auf manche enorm aufgeblasen. Überhaupt scheint die Schlüsselfrage unbeantwortet, welche Steuerungsmöglichkeiten

die SRG auf die sprachregionalen «Fürstentümer» überhaupt ausüben kann. Bakel Walden unterstehen Programmgestaltung, digitale Transformation, Markt- und Publikumsforschung sowie der internationale Austausch, dazu auch so wichtige Bereiche wie die Filmförderung und die Unternehmenskommunikation. Die ganz grosse Gefahrenzone bildet aber das «Bermudadreieck» der jungen Zuschauer mit völlig verändertem Medienkonsum, des digitalen Wandels und der «No Billag»-Initiative. Die Erwartungen, welche die SRG-Spitze ans Innovationspotenzial von Bakel Walden stellt, sind denn auch fast übermenschlich. Wie fühlt er sich gewissermassen als «Wunderknabe» der SRG? Bei dieser Frage winkt Walden ab und betont, dass es sich überhaupt nicht um eine persönliche Einzel-

### Auf die Frage, ob er als Angehöriger der SRG-Generaldirektion Schweizer werden wolle, reagiert er irritiert.

leistung handle, sondern ausschliesslich um Teamarbeit gehe. Die gegenwärtigen Effizienz- und Sparprogramme würden ohnehin verhindern, dass seine Abteilung allzu grosse Sprünge vollbringen könne.

So technisch sich sein neues Arbeitsgebiet auch anhören mag, Walden ist sich bewusst, dass der Service public sowohl bezüglich Programmgestaltung wie bezüglich Gebührenhöhe in scharfem politischem Gegenwind steht. Er, der eine vieljährige Erfahrung aus dem privaten Medienmarkt mitbringt, befürwortet das «duale Modell» mit einem auch starken öffentlich-rechtlichen Bereich und entsprechenden Ansprüchen an Qualität und Unabhängigkeit. Die neue Funktion, die er in zwei Monaten im Team des SRG-Generaldirektors übernehmen wird, sieht Bakel Walden keineswegs als hoffnungsloses Himmelfahrtskommando und seinen Chef Gilles Marchand nicht als «Gorbatschow der SRG». Er zitiert hier *Weltwoche*-Chefredaktor Roger Köppel. Waldens Lächeln zeigt, dass er das Bonmot geistreich findet.

### Kein Stubenhocker

Schon als Gymnasiast verbrachte Bakel Walden ein Austauschjahr in den USA. Nach dem Abitur leistete er seine Dienstpflicht in der Bundeswehr, wo er die Truppenkommunikation für die Luftwaffe kennenlernte. In Siegen studierte Walden angewandte Medienwissenschaften, schaltete dann ein Zwischenjahr in Frankreich ein und schloss mit dem Magistertitel ab. 2001 schnupperte er erstmals Fernsehluft als Praktikant beim Privatsender RTL in Köln. Er versah schrittweise redaktionelle, dann digitale und schliesslich strategische Aufgaben. 2009 zog Bakel Walden für RTL nach Griechenland, also just in einer durch die

Finanz- und Schuldenkrise schwerbelasteten Zeit. Als sich der Sender 2012 vom serbelnden griechischen Markt zurückzog, bewarb sich Walden erfolgreich bei SRF für den Bereich Programmstrategie. Nach zehn Jahren bei einem Privatanbieter erlebte er die Tätigkeit bei einem öffentlich-rechtlichen Sender als spannende Herausforderung. Ihm oblagen einerseits die Erforschung der Publikums- und Marktstimmung, des sich rasant entwickelnden Online-Bereichs sowie die Analysen weiterer Themen in qualitativer und quantitativer Hinsicht. Überdies bearbeitete er mit seinem Team die möglichen Zukunftstrends («ein bisschen Kristallkugel»), etwa die Neuerungen beim Plattformangebot, speziell dem von Netflix.

### Dauerlauf statt Sprint

Auf die Frage, ob er als künftiger Angehöriger der SRG-Generaldirektion Schweizer Bürger werden wolle, reagiert Walden leicht irritiert. Es gefalle ihm ausgezeichnet in unserem Land, aber noch stelle sich wegen der Dauer seiner Niederlassung diese Frage nicht. Bakel Walden lebt mit seiner ebenfalls aus Deutschland stammenden Ehefrau im Zürcher Trendquartier Kreis 5 und wird künftig zu den vielen öffentlich-rechtlich Angestellten gehören, die zwischen Zürich und Bern pendeln. Das Paar hat einen dreieinhalbjährigen Sohn. Auch wenn der bekennende Fan des 1.FC Köln momentan wegen der miesen Leistung seines Klubs leidet, Waldens grosse Passion ist das Marathonlaufen. Auch beruflich sieht der langfristige Planer seine Stärke eher im Dauerlauf als im Absprinten von Kurzdistanzen.

Da sich Bakel Walden künftig in einem hochpolitischen Umfeld bewegen wird, würde seine politische Überzeugung interessieren. Er möchte diese aber als Privatsache behandelt haben. Sein Twitter-Account verrät immerhin, dass Walden die deutsche Politik aufmerksam verfolgt und unlängst an den Bundestagswahlen teilgenommen hat. Er freut sich jetzt einfach auf herausfordernde Zeiten: «Es geht um viel.» Seinen künftigen Lohn möchte er nicht bekanntgeben; die entsprechenden Aufwendungen für die Generaldirektion seien dem Geschäftsbericht zu entnehmen. Auch über die personelle Aufstellung und die Kompetenzordnung bei der bevorstehenden «No Billag»-Abstimmungsschlacht ist ihm wenig zu entlocken. Bakel Walden empfindet es als Privileg, für das Schweizer Radio und Fernsehen arbeiten zu dürfen, das fast alle interessiere und zu dem fast jeder eine Meinung habe: «In der Schweiz wird die Medienpolitik speziell leidenschaftlich und kompetent kommentiert», meint der SRG-Programmstrategie. Und beim Ausstellen dieses Reifezeugnisses an unsere Staatsbürger wirkt der Nichtpolitiker doch ein bisschen wie ein Politiker. ○

## Erziehung

# Klammerkinder

## Fast jedes zweite Kind hat eine gestörte Beziehung zu den Eltern. Grund: Stress und die Kita.

Rund 45 Prozent der Kinder erfahren nicht die elterliche Zuwendung, die sie brauchen. Die Bindung zur wichtigsten Bezugsperson, also der Mutter, ist ungenügend. Die Ursache dafür sei Stress, wie der Psychologieprofessor Guy Bodenmann in einem Interview mit dem *Tages-Anzeiger* sagt. «Wenn man abends müde nach Hause kommt, ist die Einfühlung gegenüber dem Kind zwangsläufig niedriger.» Die Kinderkrippe empfindet er idealerweise ab zwei bis drei Jahren. Da hat das Kind schon eine sichere Bindung zur Hauptbezugsperson. Heute werden bereits viermonatige Säuglinge in der Kita abgegeben.

Sicher gebundene Kinder, so der Psychologe, hätten ein solides Selbstwertgefühl, seien sozialer, beliebter, besser in der Schule und später in ihren Paarbeziehungen zufriedener. Unsicher gebundene Kinder wirkten bei Trennungen entweder selbständig und unbeteiligt oder aber weinerlich und überängstlich und hätten einen dauerhaft erhöhten Cortisolspiegel, also Stress. Ihre Frustrationstoleranz sei tiefer, das heisse, sie gäben bei Frust schneller auf oder flippen aus.

Letztes Jahr sind die Kindsmisshandlungen um 16 Prozent angestiegen, wie das Kinderspital Zürich Anfang Jahr meldete. Auch hierfür sind wohl gestresste Eltern mit Doppelbelastung mit ein Grund, obwohl das so nicht gesagt wurde. Wer morgens ein klammerndes Kind in die Kita und abends, wenn er selber hundemüde ist, ein aufgedrehtes Kind ins Bett bringen soll, kann schon mal die Nerven verlieren.

### Gute Basis für die Gesellschaft?

Dass unsere Kinder heil und stark ins Leben treten können: Was ist es uns wert? Sind der Job und die eigene Entfaltung wirklich wichtiger? Natürlich wollen keine Eltern ihrem Kind willentlich schaden. Aber eine jahrelange, unerbittliche Propaganda – Mütter müssten arbeiten und sollten auf jeder Karrierestufe vertreten sein, die Krippe schade nicht, ja sie tue den Kleinen gut – hat ihre Wirkung nicht verfehlt. Die meisten Eltern glauben es. Doch wären nicht starke und soziale Menschen, die den Bettel nicht gleich hinschmeissen, eine gute Basis für die Gesellschaft? Schnell gefrustete, ängstliche Mitarbeiter dagegen möchte wohl kein Arbeitgeber. Kommt dazu, dass unsicher gebundene Menschen eher süchtig werden, und Sucht kostet den Staat Milliarden.

Daniela Niederberger

# «Säge mer danke»

Familie Beyeler hat dreizehn Kinder. Vater und Mutter sind entspannter als manches Paar mit zwei Kindern, und die Geschwister haben immer jemanden zum Spielen.

Von Daniela Niederberger und Hervé Le Cunff (Bild)

Schwarzenburg ist ein Bauerndorf in schönster bernischer Landschaft. Ausserhalb des Dorfes hält das Postauto auf einer flachen Kuppe, es hat zwei Häuser. Vor dem grösseren stehen Palmen und Kakteen in unzähligen Töpfen, Geranien blühen. Zwei jüngere Frauen, so scheint es auf den ersten Blick, sind am Wässern. Es sind Gerda Beyeler und ihre Tochter Elinora. Markus Beyeler, ein gepflegter Mann mit Bart, führt die Besucherin die Eingangsstufen hoch in einen grossen Vorraum. Garderobenhaken und Jacken, wohin man blickt; Schuhe und Schühlein, in mehreren Reihen. Man wähnt sich in einer Schule. Klar, die Familie hat ja dreizehn Kinder. «Das Haus war früher eine Schule», sagt Markus Beyeler. Er geht voraus in die grosse Wohnküche, ein ehemaliges Klassenzimmer. Im Zentrum steht ein über fünf Meter langer Arbeitskorpus mit zwei Spülbecken. «So hat es genügend Platz für alle zum Mithelfen», sagt Gerda Beyeler. Wir nehmen am langen Holztisch Platz.

## «Ein Kind ist für uns ein ewiges Wesen»

Im Haus ist es still, die Eltern können in Ruhe reden. Im März kam das jüngste Kind zur Welt, Chaya. An der Wandtafel steht der Name in hebräischer Schrift; er bedeutet «die Lebendige». Die älteste Tochter ist 21 Jahre alt. Nach ihrer Geburt folgte alle anderthalb Jahre ein Baby, und alle wurden zu Hause geboren. Chaya sogar ohne Hebamme. «Bei der vorletzten Geburt hatte es der Hebamme nicht mehr gereicht, und bei der letzten merkte ich, dass wir sie gar nicht brauchen», sagt Gerda Beyeler. Sie gebar im Wasser, mit Kerzenlicht und Musik.

«Ein Kind ist für uns ein ewiges Wesen», sagt Markus Beyeler. «Gott plant und gibt, wem er gibt. Die Leute glauben, wir könnten Kinder machen. Das glaube ich nicht. Wir nehmen die, die wir bekommen.» Für seine Frau ist das auch erleichternd: «Wenn's eines gibt, ist Gott da, der schaut; wenn eines stirbt, ist auch Gott da.» Vor Chaya erlitt sie eine Fehlgeburt.

Die beiden sitzen da und sehen unglaublich entspannt aus. Und Gerda Beyeler, obwohl 44, scheint so jung mit ihrem Pferdeschwanz. «Auch wenn wir dreizehn Kinder haben, können wir beide noch zusammen essen gehen», sagt er. «Jetzt schon», ergänzt sie. «Da sind ja die Grossen, die schauen. Als wir fünf, sechs Kleine hatten, kam uns das nicht in den Sinn», sagt sie lachend.

Markus Beyeler ist ein Bauernsohn aus Schwarzenburg, er hat drei Geschwister. Er hat



Und wenn ein Vierzehntes kommt? Familie Beyeler.

te Bauer gelernt, machte später die Matur und studierte Philosophie in Frankreich und Theologie bei den Presbyterianern in den USA und Grossbritannien. Später war er in Israel bei einem Rabbiner. Dort sah er die grossen Familien der orthodoxen Juden und wie gelassen das alles war. Das Hebräische kommt bei den Kindernamen zum Tragen. So heisst die älteste Tochter Anastasia, der zweitälteste Sohn Athanasius (oder auf gut Berndeutsch Ättu). Seine

Frau stammt aus dem Nachbardorf, wo sie mit vier Geschwistern aufwuchs. Sie ist Lehrerin.

## Einkaufen engros

Eine fünfzehnköpfige Familie, das kostet. Nur schon die Krankenkassenprämien seien «immens». Und dann der «food supply», wie Markus Beyeler sagt. Täglich holen die Buben sechs Liter Milch und Eier auf einem nahen Bauernhof. Dort bezieht die Familie auch Fleisch. Das

Getreide holt sie direkt auf den Feldern ab und mahlt es selber. «Wir backen jeden zweiten, dritten Tag», sagt Gerda Beyeler, «mit zweieinhalb Kilo Mehl. Alle Kinder bis und mit Dorothea, 13, wissen, wie man gesäuerten Teig macht, und können selbständig Brot backen.» Elinora, 16, macht guten Frischkäse. Gemüse wächst in zwei langen Gewächshaus-Tunnels.

Einkäufe werden im Engros-Handel erledigt. Dort ist es günstiger, und weil die Wirte und Hoteliers, die dort einkaufen, «alle übervolle Einkaufswagen haben, fällt unser voller Wagen nicht auf». Im Coop hingegen fühle man, «wie alle Augen auf uns blicken». Man werde angestarrt, nicht nur von älteren Menschen. «Wir möchten aber nicht jammernd rüberkommen oder aus uns eine Reality-Show machen», sagt Vater Beyeler, «sondern das Verständnis wecken für Grossfamilien.»

Die Tür zur Küche geht auf, ein kleines blondes Mädchen kommt herein und will zur Mama, die dreijährige Sophia. Zwei grössere folgen. «Ihr könnt grad noch grüssen.» Es sind Dina und Joli – Jolina –, acht und sechs. «Wo sind *d Giele?*», fragt die Mutter. – «Sie lassen Drachen fliegen.» Da kommen sie schon zur Türe rein, schön gescheitelt, der vierzehnjährige Joachim, der elfjährige Gabriel und der neunjährige Melchior; alle geben die Hand und sitzen ruhig an den Tisch.

Finanziell gehe es nur, sagt Vater Beyeler, «weil wir wirtschaftlich eigenständig sind. Mit einem Lehrerlohn brächten wir uns nicht durch. Mit der Theologie (er ist selbständiger Theologe) auch nicht.» Die Familie besitzt zwei Gruppenhäuser, wo jedes Jahr rund 120 Pfadigruppen, Schulklassen et cetera ihre Lager abhalten. An Samstagen im Sommer ist Hochbetrieb. Die Häuser müssen nach jeder Gruppe von oben bis unten geputzt werden, und zwar schnell, weil die nächste Gruppe schon anreist. Vater oder Mutter gehen dann jeweils mit einem Team von Kindern, der andere schaut, dass daheim der Laden weiterläuft. «Dass wir dabei den Kindern Verantwortung geben, lässt sie über sich hinauswachsen. Dann ist er [zeigt auf Joachim] ein junger Mann und sie [Elinora] eine junge Frau.» Joachim sitzt etwas gerader hin. Die Familie betreibt auch eine Reinigungs- und Umzugsfirma.

«So sind wir unabhängig vom Staat», sagt Markus Beyeler, «denn der Staat, das ist der andere Bürger, der zahlt.» Unabhängigkeit ist für ihn zentral, auch im Denken. Seine eigene Schulzeit, abgesehen von der Primarschule, empfand er als Hirnwäsche, als «intellektuelle Bulimie: *inestosse, usegää*». Die Zeit an der Universität, wo man sich das Wissen selbständig aneignet, sei toll gewesen.

Gerda und Markus Beyeler unterrichten ihre Kinder zu Hause. Das heisst, sie unterrichten sie eben nicht. Die Kinder lernen *delight-oriented*, sie lernen das, was ihnen Freude macht und sie interessiert. Die Eltern sind Begleiter und stel-

len Bücher und Informationen zur Verfügung. Da trifft es sich gut, dass Beyelers in einem Schulhaus wohnen. Im ehemaligen Schulzimmer sind Arbeitsplätze eingerichtet, durch Bücherwände getrennt. Bücher, wohin das Auge schaut. Die Älteren finden viele Informationen im Internet.

### Schule? Nein, danke

Nun ist Lernen ja nicht immer nur *delight*. Gerda Beyeler: «Wir sind auch nicht die ganz strengen *unschooler*, die sagen, man darf gar nicht eingreifen, nichts vorschlagen. Wir sagen: «Lesen und

### Tagwache ist um viertel nach sechs. Der Vater weckt jene Kinder zuerst, die Kochdienst haben.

schreiben müsst ihr können.» Der Rest ist frei. Sie orientieren sich am amerikanischen Pädagogen John Holt, der schrieb, in seiner High-School-Zeit habe er vielleicht fünfzehn Minuten pro Woche wirklich etwas gelernt.

Vor zwei Wochen stand der jährliche Kontrollbesuch des Erziehungsdepartementes an. Markus Beyeler: «Das ist *gäng* ein *high point*.» Der Beamte war beeindruckt von den Beyeler-Kindern, die wie von einem Virus befallen seien. Sie arbeiteten gerade an einem Astronomie-Projekt zur Frage: Gibt es Leben auf anderen Planeten? Jedes, ob gross oder klein, machte nach seinen Möglichkeiten mit. «Es flossen alle möglichen Fächer mit ein – Sprache, Mathematik, Physik, Chemie, Biologie, Astronomie – und nicht künstlich getrennt davon wie im Schulsystem.»

Wie sieht konkret ein Morgen aus bei der Familie Beyeler? Tagwache ist um viertel nach sechs. Der Vater weckt jene Kinder zuerst, die Kochdienst haben. Sie machen Zmorge. Wer Kinderdienst hat, weckt die Kleinen und hilft beim Anziehen. Dann sitzt die Familie gemeinsam an den Tisch, damit man noch mit den Grossen essen kann, die zur Arbeit müssen. Die älteste Tochter ist Gärtnerin, Raffael Sanitärinstallateur und Ättu Automechaniker (handfeste Berufe – ein guter Boden, um später ebenfalls selbständig zu sein.) Nach dem Essen sind wieder Ämtli zu erfüllen, der Bodendienst wischt. Um halb neun ist eine Andacht, «dann wären wir *zwäg* für die Schule», sagt Gerda Beyeler.

Kann man sich auch mal zurückziehen, mit so vielen Geschwistern? «Klar. Weil man so viele ist, kann man, wupps, abtauchen, in den Estrich, in den Keller. Vor allem, wenn Ämtli anstehen», sagt die Mutter. Hat sie manchmal das Gefühl, sie könne nicht allen Kindern genügend Aufmerksamkeit geben? «Es gibt so viel Ersatz», sagt sie und, an ihre grösseren Töchter gewandt: «Sie kommen sicher auch oft zu euch? Ich habe kein schlechtes Gewissen, wenn ich nicht jedes nahe bei mir habe. Ich bin ja da.» Die

Familie ist ohnehin viel zusammen. «Es war nie so, dass ich allein mit den vielen Kindern zu Hause war und er die ganze Woche fort.»

### Schnittsalat und Spitzbuben

Der Vater betont: «Der Austausch und die Hilfsbereitschaft unter den Kindern ist bis heute sehr intensiv.» Man hat immer jemanden zum Spielen oder zum Streiten. «Viele Eltern haben eine andere Einstellung gegenüber Kindern. Sie fühlen sich wohler, wenn sie ihnen immer nahe sind. Die Väter spielen so viel. Aber nicht in einer authentischen Spielrolle, nicht natürlich. Ich fühle mich als Vater nicht schlecht, wenn ich mit meinen Buben nicht *umelööle*. Wir teilen so vieles. Andere Eltern sehen ihre Kinder oft den ganzen Tag nicht, weil sie in der Krippe oder in der Schule sind. Am Abend Stress, *food input*, man sollte noch Qualitätszeit miteinander haben.» Er hat den Eindruck, dass viele Eltern nicht belastbar sind. «Sie haben ihre Kinder immer weg, und dann geben sie sie in den Ferien in all die Camps und Pfadilager.»

Markus Beyeler wirkt abgeklärter als viele Väter seines Alters. Auch der vierzehnjährige Joachim, der Kaffee macht, wirkt frühreif. Keine Spur von einem einsilbigen Teenager, der sich unter einer Kapuze versteckt.

Er serviert den Kaffee hinter dem Haus auf dem Rasen-Sitzplatz, der umgeben ist von Blumen und den Gemüsebeeten der Kinder. Sie zeigen stolz ihren Schnittsalat. Und der fünfjährige Ariel möchte sein Loch im Kopf zeigen, das nicht genäht werden musste. Ein Teller mit Gebäck steht auf dem Tisch. Der Besuch darf sich bedienen und nimmt den Spitzbuben. Jetzt sind die Kinder dran. Sie nehmen Messer und halbieren die Kokosmakrönchen und Vogelnestli. Wer so viele Geschwister hat, teilt automatisch. – Und wenn ein Vierzehntes kommt? «Säge mer danke.» ○

**Radio Tell**  
HEIMATKLANG DER SCHWEIZ

100% Schweizer Volksmusik,  
über Internet, Kabel,  
Satellit, Swisscom TV  
und DAB+

www.radiotell.ch

# Swissness trifft auf «Buy America»

Es ist einer von Peter Spuhlers letzten grossen Auftritten als Konzernchef von Stadler Rail: der Spatenstich für eine neue Fabrik im Mormonenstaat Utah. Ein Ausflug in den nicht ganz konfliktfreien Maschinenraum schweizerisch-amerikanischer Wirtschaftsbeziehungen. Von Jeffrey Vögeli

Zwei Männer und eine Frau in Tracht spielen Alphorn. Ein kleiner Chor singt die Schweizer Nationalhymne – mit englischem Akzent. Über all dem strahlt an diesem Oktobermorgen in Salt Lake City die Sonne. Strahlen tut auch Peter Spuhler. Er ist für den Spatenstich seiner neusten Fabrik angereist. Für fünfzig Millionen Dollar sollen hier, zehn Minuten vom Flughafen entfernt, neben der Autobahn und einem Bahngleis, ab nächstem August Züge gebaut werden.

Das Investment ist für den relativ bevölkerungsarmen Staat Utah kein Pappenstiel. Dementsprechend haben sich die lokale Wirtschaftsförderung, der Senator und der Gouverneur für Stadler Rail ins Zeug gelegt. Nun stehen sie alle neben Spuhler und seinem Stadler-US-Chef auf einer kleinen Bühne und versuchen, die vorbeidonnenden Lastwagen mit ihrem Optimismus zu übertönen.

Wie jeder Anlass dieser Tage in den USA ist auch der Spatenstich zur Fabrikeröffnung eines Schweizer Unternehmens nicht frei von Ideologie. Der republikanische Gouverneur Gary R. Herbert und sein Parteifreund, Senator Orrin Hatch, haben vor allem Steuereinnahmen (bei welchen sie Stadler einen Rabatt gewährt haben) und Jobs vor Augen. Jackie Biskupski, die erste offen bekennende Homosexuelle, die jemals im konservativen Mormonenstaat in ein öffentliches Amt gewählt wurde, kann die Vorzüge des Pendelns im Zug für die Umwelt nicht genug loben.

Hatch, seit über vierzig Jahren im Senat und entsprechend gut vernetzt, erklärt, es sei ihm eine Freude, für Stadler in Washington *red tape* (bürokratische Hürden) aus dem Weg zu räumen. «Ich beabsichtige euch bei jedem Schritt zu helfen», sagt er.

## Bis zu tausend Arbeitsplätze

Gouverneur Herbert sieht derweil enormes Wachstumspotenzial. Bis zu tausend Arbeitsplätze sollen hier in den nächsten zehn Jahren geschaffen werden, prophezeit er. Auch wenn Peter Spuhler ebenfalls optimistisch ist – er hat genug Land gekauft, um gegebenenfalls expandieren zu können –, versprechen will er nichts. Nicht der hiesige federleichte Pulverschnee und die eindruckliche Landschaft haben sein Unternehmen angelockt. Es ist eben das *red tape*, welches Hatch beseitigen will, das Stadler ursprünglich in die USA gezwungen hat. Während das Unternehmen für die ersten Aufträge eine Ausnahmegewilligung erhalten hat, müssen



Freundlicher als anderswo: Unternehmer Spuhler (2. v. r.) in Salt Lake City.

die Züge, die derzeit in einer gemieteten Halle in Salt Lake City zusammengebaut werden, den Vorschriften der «Buy America Act» genügen.

Spuhler ist nicht gut auf das Thema zu sprechen. «Kein anderes WTO-Mitglied könnte sich so etwas erlauben», sagt er. Die Schweiz hätte sofort eine Klage am Hals, wenn sie heimische Unternehmen derart bevorzugen würde.

Das Gesetz verlangt, dass sechzig Prozent der Wertschöpfung in den USA erbracht werden, sobald ein Projekt vom Department of Transportation mitfinanziert wird. Keine leichte Aufgabe bei Zügen, deren wichtigste Komponenten aus den Werken in Europa geliefert werden, wo teure Maschinen möglichst rund um die Uhr ausgelastet sein müssen. Ausserdem wird es beim laufenden Projekt für Texas nicht gelingen, die Kompositionen auch nur annähernd so schnell zu bauen, wie dies in der Schweiz möglich wäre.

Die Fabrik soll für einen 551-Millionen-Dollar-Auftrag aus Kalifornien in zehn Monaten aus dem Boden gestampft werden. Kleinere *orders* könnte man auch gut von Europa aus erfüllen. Die Züge fürs Silicon Valley werden bis

2021 geliefert, danach muss die Fabrik etwa 200 Millionen Dollar Jahresumsatz machen, um profitabel zu sein. Das sollte möglich sein, bereits jetzt zeichnen sich grosse Ausschreibungen ab, auf die man sich Hoffnungen macht.

Eine Herausforderung, die bereits jetzt ins Haus steht, ist hingegen die Personalsuche. Es ist kein Zufall, dass die Möglichkeit einer Lehre auch von den Politikern erwähnt wird. Qualifizierte Mitarbeiter zu finden, ist in den USA nicht einfach. Erst recht nicht, wenn man weiterhin Schweizer Qualität liefern will.

## Eine Art Lehre

Nebst kulturellen Unterschieden sieht Martin Ritter, Chef von Stadler US, den Schweizer Vorteil vor allem im dualen Bildungssystem. «Die Amerikaner sehen das bei uns und wollen dann genau das Gleiche auch hier», sagt er. «Aber das kann man nicht einfach so kopieren.» Es fängt schon damit an, dass es zum Teil schwer vermittelbar ist, dass die Lehrlinge nur in Teilzeit zur Schule gehen sollen. Zwar ist Ritter mit drei

Community Colleges – inhaltlich zwischen einer Berufsschule und einer Fachhochschule anzusiedeln – in der Nähe der Produktionsstätte im Kontakt und sagt, er mache Fortschritte. Doch welche Art Abschluss die so ausgebildeten Polymechaniker oder Schweisser dann bekommen sollen, ist noch unklar.

In der Aufbauphase setzt Stadler auf Learning by Doing sowie auf Arbeiter aus der Schweiz und Polen. Erst diesen Monat reist eine Gruppe von polnischen Arbeitern wieder ab, die bisher die *workforce* ergänzt haben. Das Management vor Ort besteht fast ausschliesslich aus Schweizern. Angeführt werden sie vom 33-jährigen Ritter, der von Spuhler gleich zu Beginn als Grenadier-Offizier präsentiert wird.

Erst habe er sich überlegt, alle Arbeiter in die Schweiz fliegen zu lassen und dort auszubilden, sagt er im Konferenzraum mit Blick in die Montagehalle. Doch einer der grossen Vorteile von Utah – ein sehr liberales Arbeitsrecht – wäre damit zum Risiko geworden. Schliesslich wäre es den Angestellten freigestanden, jederzeit zu kündigen und mit einer «Ausbildung» in der Schweiz im Rücken einen besseren Job zu suchen. Stattdessen lässt er jetzt Schweizer,

## Das Management vor Ort besteht fast ausschliesslich aus Schweizern.

Polen und Amerikaner Seite an Seite arbeiten, in der Hoffnung, dass es positiv abfärbt.

In der Zusammenarbeit mit amerikanischen Angestellten mussten Ritter und seine Führungsmannschaft nicht nur mit dem oft vage definierten Ausbildungsstand zurechtkommen. Amerikaner führten anders, sagt Montagechef Stefan Huber. Dass ein Vorgesetzter mitanpackt, sei hierzulande nicht unbedingt üblich. Zugleich erwarteten die Angestellten detaillierte Anweisungen, die sie dann umsetzten – was am Ende des regulären Arbeitstages nicht fertig ist, bleibt liegen. Ein freiwilliges Angebot der Mitarbeiter, an Wo-



Stadler-US-CEO Ritter (z.v.r.), Senator Hatch (r.).

chenenden durchzuarbeiten, um einen Liefertermin einzuhalten, wie jüngst bei Stadler in der Schweiz geschehen, scheint unwahrscheinlich. Utah hat kulturell Vorteile gegenüber anderen Staaten, auch wenn die ursprünglichen Beweggründe für die Ortswahl wirtschaftlicher und praktischer Natur gewesen waren. Immerhin hätte es Sinn ergeben, Züge für den Einsatz in Texas auch dort zu bauen. Das trockene Klima in Salt Lake City erspart es dem Unternehmen allerdings, die Fabrik zu entfeuchten. «Das Land ist so gross, da ist man immer am falschen Ort», so Spuhler in Bezug auf neue Aufträge aus weitentfernten Bundesstaaten. Von den wirtschaftlichen Rahmenbedingungen ist er aber ebenso begeistert wie vom Klima, welches ja auch diesen sagenhaften Pulverschnee produziert. Gleich mehrfach erwähnt er die weitgehende Abwesenheit von Gewerkschaften.

### «Die Religion ist ein Vorteil»

Dieser Vorteil wiegt umso schwerer, als die chinesische Konkurrenz – ebenso wie Stadler durch die «Buy America Act» zur lokalen Produktion gezwungen – ihre Zelte in Staaten mit stärkerem Arbeitnehmerschutz und entsprechend höheren Lohnkosten aufgeschlagen hat.

Die Kosten in Utah sind vergleichsweise tief. Und auch wenn er mit den Unterschieden zur Schweiz zurechtkommen muss, schätzt Martin Ritter die lokale *workforce*. «Die Religion ist ein Vorteil», sagt er. Ein grosser Teil der Mormonen geht nach der Schule für zwei Jahre zum Missionieren ins Ausland. Deswegen sprechen viele eine zweite Sprache und haben Erfahrung im Umgang mit fremden Kulturen. So kann die lokale Sekretärin E-Mails auch auf Deutsch lesen.

Die Kultur der *locals* macht den Schweizer Expats das Leben auch sonst einfacher. Montagechef Huber ist mit seiner Frau und drei Kindern umgezogen. Dass viele Kinder zu haben in Salt Lake City dazugehört, habe geholfen, sagt er. Es ist kein Zufall, dass die sogenannten *mommy bloggers* in den USA häufig Mormonen sind, und die Menschen sind auch zu Besuchern freundlicher als anderswo im Land.

Den Optimismus von Spuhlers Mannschaft in den USA haben die kulturellen und regulatorischen Hürden scheinbar nicht getrübt. Kein Wunder, erwartet das Unternehmen doch nächstes Jahr erstmals einen globalen Umsatz von mehr als drei Milliarden Franken. Selbst noch nicht lange im Land der unbegrenzten Möglichkeiten, übertrifft Ritter sogar Patron Spuhler an Optimismus. Während der Chef nicht daran glauben mag, dass er noch vor seiner Pension Hochgeschwindigkeitszüge in die USA liefern kann, gibt sich der Nachwuchsmanager kämpferisch: «Das sehen wir dann noch.»

Jeffrey Vögeli ist freischaffender Wirtschaftsjournalist in Houston, Texas.

Sika

## Traditionsbruch?

Im Streit zwischen Eigentümer und Führung geht es um die Zukunft des Aktienrechts.



Kräfte messen der Starjuristen: Böckli (l.), Nobel.

Möglich, dass im Schweizer Wirtschaftsrecht dieser Tage eine Schneise in eine Hecke geschlagen wird, die bisher als solide Begrenzung gegolten hat. Marktbeobachter erwarten vom Zuger Obergericht die Entscheidung zur Auseinandersetzung zwischen der Sika-Eigentümerfamilie Burkard und der Sika-Führung mit Verwaltungsrat und Management. Im Kern steht die Frage, ob die Geschwister Burkard die von ihnen voll kontrollierte Schenker-Winkler-Holding (SWH) mit ihren rund 53 Prozent der Stimmrechte und gut 16 Prozent des Kapitals von Sika an den französischen Konzern Saint-Gobain verkaufen dürfen oder nicht. Der 2014 vereinbarte Verkauf für 2,75 Milliarden Franken wurde durch die Sika-Verwaltungsratsmehrheit bisher über gezielte Ausserkraftsetzungen der SWH-Stimmrechte verhindert, die Burkard-Seite klagte gegen die Blockade, ist vor einem Jahr aber in erster Instanz vor dem Zuger Kantonsgericht unterlegen und hat den Fall weitergezogen.

Es geht um grundsätzliche Fragen des Aktienrechts und somit der Rahmenbedingungen für die Wirtschaft. Die Burkard-Seite pocht auf herkömmliche Aktionärsrechte und Eigentumsschutz. Die Sika-Verwaltungsräte dagegen fordern eine breitere Sicht. Die gegensätzlichen Positionen werden je durch renommierte Namen gestützt. Der Basler Aktienrechtsexperte Peter Böckli steht für die Verteidigung des traditionellen Weges, sein Zürcher Kollege Peter Nobel führt die Protestfront an, die neben Gesetz und Buchstaben auch wirtschaftliche, ethische, industriepolitische Argumente oder Einstreusel aus ausländischen Rechtssystemen ins Spiel bringt. Ob das Obergericht ähnlich wie die erste Instanz zugunsten der breiten Sicht und des Traditionsbruchs entscheidet, ist offen. Aber die folgende Instanz ist das Bundesgericht. Selbst wenn die Hecke ein Loch erhalten sollte – dahinter steht noch ein hoher Zaun. Beat Gygi



Politik

## Mut zur Vielfalt

In Sonntagsreden loben alle den Föderalismus, aber im politischen Alltag haben viele einen Hang zu zentralen Lösungen. So geht vergessen, was die Triebfeder des Erfolgs der Schweiz ist.  
Von Christoph A. Schaltegger und Lukas A. Schmid

Am 26. und 27. Oktober findet die 5. Nationale Föderalismuskonferenz in Montreux statt. Es muss kein Prophet sein, wer dort staatstragende Worte zum Schweizer Selbstverständnis der bürgernahen Politik, zur pragmatischen Lösungsfindung vor Ort, zum gelebten Minderheitenschutz oder zur freundeidgenössischen Kompromisskultur erwartet. Es ist ein gut eingeübtes Ritual der Schweizer Politik, sich lobend zu unserem gelebten Föderalismus zu äussern. Allein die Argumente scheinen immer weniger Menschen in der Schweiz zu erreichen. Glaubt man Umfragen, haftet dem Föderalismus etwa bei der jungen Generation etwas Altbackenes, Verstaubtes an. Zu Unrecht, so glauben wir. Der Föderalismus ist eine wichtige Triebfeder des Erfolgs der Schweiz. Dies gilt nicht nur für handfeste wirtschaftliche Fragen, sondern geht weit darüber hinaus und gilt ganz allgemein für unser gesellschaftliches Zusammenleben.

Gleichzeitig haben wir viel Verständnis für eine skeptische Haltung zur Entwicklung des Föderalismus. Wer ihn preist, weil es mit Hilfe von kantonalen Konkordaten und Fachdirektorenkonferenzen sowie durch Rahmengesetze auf Bundesebene gelang, kantonale Egoismen zu durchbrechen und gemeinschaftliche Lösungen zu erarbeiten, verwechselt den Föderalismus mit einem Kartell. Die Folge sind oft teure, bürgerferne und administrativ aufwendige Lösungen, wie sie sich beispielsweise bei den individuellen Prämienverbilligungen, den Ergänzungsleistungen, dem regionalen Personenverkehr oder der Spitalfinanzierung etablierten. Dass dies die junge Generation nicht zu überzeugen vermag, darf nicht überraschen.

Wer eine schweizweite Lösung anstrebt, sollte sich konsequenterweise an den Bund wenden, ihm die ausschliesslichen Kompetenzen zuweisen und die dafür notwendigen Mittel zur Verfügung stellen. Es ergibt Sinn, dass der Bund über die Verteidigungspolitik, die Aussenpolitik oder die grossen Sozialversicherungen entscheidet und diese finanziert. Getreu dem Haftungsprinzip, bei dem Risiko, Haftung und Kontrolle in einer Hand liegen.

Der Föderalismus schöpft seine Kraft aus dem Respekt vor der Vielfalt. Dies gilt in Bildungsfragen wie auch bei Bedarfsleistungen in der Sozialpolitik oder in grossen Teilen der Verkehrs- und Infrastrukturpolitik. Im Besonderen

trifft es für deren Finanzierung über Steuern, Abgaben oder Kredite zu. Die Schweiz hat historisch bedingt günstige Voraussetzungen. Die gewachsenen Strukturen zeigen in der gelebten Kultur, der Religion, der Urbanität, der Sprache oder der Grösse eine facettenreiche Vielfalt. Wichtig ist dabei, dass sich immer wieder andere Trennlinien ergeben, die selten exakt mit den Kantons Grenzen zusammenfallen.

Diese Vielfalt ist der Humus für Innovationen im öffentlichen Bereich. Denn lernen kann man von der Andersartigkeit sowohl in der Politik



*Lernen von der Andersartigkeit.*

wie bei der Nutzung von Skaleneffekten bei grossen Infrastrukturvorhaben über vertragliche Arrangements unter den beteiligten Kantonen. Wer also Kantonsfusionen und gesamtschweizerischen Konkordaten das Wort redet, verkennt das Entscheidende im Föderalismus. Nicht die Grösse und die Homogenität der Kantone sind wichtig, sondern deren Kompetenzen zur Gestaltung von Politik sowie die Einhaltung des Haftungsprinzips.

Föderalismus und die dezentrale Kompetenzzuordnung bei Kantonen und Gemeinden, so wird gelegentlich kritisiert, führten zu einem ruinösen Systemwettbewerb. Vergessen geht dabei allerdings nicht selten, dass Bundesinstitutionen wie AHV, ALV, direkte Bundes-

steuer oder nationaler Finanzausgleich (NFA) bereits eine wichtige Funktion im Abbau von kantonalen Disparitäten einnehmen. In einer Analyse mit Janine Studerus und Lars P. Feld kommen wir zum Ergebnis, dass sich die Umverteilungswirkung der betrachteten fiskalischen Mechanismen auf rund 20 Prozent beläuft. Dies bedeutet, dass bei Kantonen, deren langfristiges Einkommen einen Franken unter dem nationalen Durchschnitt liegt, dieses auf ein verfügbares Einkommen abgedefert wird, das achtzig Rappen unter dem nationalen Schnitt liegt. Der grösste Umverteilungsbeitrag erfolgt dabei über die direkte Bundessteuer und die AHV mit je rund 7 Prozent.

### Vollzugsföderalismus und Politikblockaden

Neben dieser Umverteilungsfunktion bieten föderale Systeme dem Bund und ihren Gliedstaaten auch über integrierte Arbeits- und Kapitalmärkte eine Art Versicherung bei asymmetrischen Schocks, wenn also nicht alle Regionen die gleichen Schläge zu verkraften haben. Gerade die Kapitalmärkte nehmen im Föderalismus eine wichtige Pufferfunktion wahr. Trifft ein negativer Schock eine Industrie oder eine Region, so wird dieser Verlust über den Staat hinaus auf viele Schultern verteilt. Im Gegenzug sind die über das Land verteilten Eigentümer aber in guten Zeiten auch an den Gewinnen beteiligt. Angesichts der intakten Versicherungsfunktion föderaler Systeme ist es nicht überraschend, dass wir in einer Analyse mit Lars P. Feld und Christian Frey zum Ergebnis gelangen, dass die Ungleichheit – vor und nach Besteuerung – in dezentraler organisierten Kantonen weniger ausgeprägt ist als bei ihren zentralistischeren Nachbarn.

Alles in allem bietet der Föderalismus günstige Voraussetzungen, damit die Schweiz die Zukunft erfolgreich meistert. Neben vitalen Bundesinstitutionen braucht es den Mut zur Vielfalt, damit die Kraft des Föderalismus zur Entfaltung kommt. Die schleichende Tendenz zur Zentralisierung droht die Vorteile des Föderalismus allerdings zu erodieren. Gelingt nicht bald eine konsequente Kompetenzflechtung zwischen den Staatsebenen, werden Vollzugsföderalismus und Politikblockaden zur Realität.

Christoph A. Schaltegger ist Professor für Politische Ökonomie, Lukas A. Schmid ist Assistent an der Universität Luzern.



# IV: 87 000 Franken für Pilotenschulung

«Eingliederung vor Rente» lautet die Devise der Invalidenversicherung. Die IV-Stelle Chur treibt diesen Grundsatz ad absurdum: Sie bezahlt einem Garagisten mit angeblich schwerem Rückenleiden die Ausbildung zum Berufspiloten. *Von Alex Reichmuth*

Fast 87 000 Franken lässt sich die Sozialversicherungsanstalt (SVA) Graubünden die Ausbildung von Jürg Wunderlin\* zum Fluglehrer und Berufspiloten kosten.

Wunderlin betreibt in Chur eine Autogarage mit Angestellten. Diese soll bis heute bestens laufen, wie man hört, und insbesondere mit Glasreparaturen gut ausgelastet sein. Wunderlin hat auch eine Ausbildung als Ingenieur durchlaufen und auf diesem Beruf mehrere Jahre gearbeitet. Er gilt als Experte für Motoren und Mechanik. Fachkräfte wie er sind gesucht. In seiner Freizeit ist Jürg Wunderlin oft auf dem Flugplatz Bad Ragaz anzutreffen. Er besitzt eine Lizenz als Privatpilot. Dazu ist er Präsident eines Vereins, der sich dem Betrieb antiker Flugzeuge verschrieben hat. Der Stolz des Vereins ist eine Antonow An-2 aus der ehemaligen Sowjetunion.

Jürg Wunderlin will nun die Fliegerei zu seinem Beruf machen. Anfang dieses Jahres hat er darum eine Ausbildung zum Berufspiloten und Fluglehrer in Angriff genommen. Sie dauert drei Jahre. Und kostet eine Stange Geld.

Im Februar hat Wunderlin bei der SVA Graubünden einen Antrag eingereicht. Er ersuchte um finanzielle Unterstützung für seine Pilotenausbildung durch die Invalidenversicherung. Er machte geltend, er habe bereits über 95 000 Franken für seine Ausbildung investiert. Wunderlin führte dabei unter anderem die Kosten für die Umschulung auf die Antonow An-2 an. Diese habe ihn 9400 Franken gekostet. Er wies zudem auf die mehr als 14 000 Franken für Kunstflugschulung hin, zu der fliegerische Akrobatik gehört. Weiter rechnete Wunderlin vor, mit welchen Ausbildungskosten noch zu rechnen sei. Er kam auf fast 115 000 Franken.

Als Grund für seinen Unterstützungsantrag nannte Wunderlin ein Rückenleiden. Er versicherte im Schreiben, dass ihm das Fliegen, insbesondere längeres Sitzen, keine Beschwerden verursache. Das ärztliche Attest, laut dem er für die Tätigkeit als Berufspilot fit genug sei, liege bereits vor.

Im Telefongespräch mit der *Weltwoche* sagt Jürg Wunderlin, mehrere Unfälle und Operationen hätten dazu geführt, dass sein Rücken heute beeinträchtigt sei. Er sei darum bei allen Arbeiten in gebeugter Haltung stark eingeschränkt oder könne diese gar nicht mehr ausführen. Auch das Heben von Lasten sei für ihn nur noch begrenzt möglich. Wenn er als Garagist an Autos arbeite, so Wunderlin, müsse er aber genau in der Haltung ausharren, die für

ihn die «schlimmstmögliche» sei. Das könne er nicht mehr. Und darum habe er einen empfindlichen Einkommensverlust hinnehmen müssen. Wunderlin spricht von 50 Prozent des Einkommens, die ihm heute fehlten. Glaubt man ihm, steht er offenbar kurz davor, zum IV-Fall zu werden.

Damit das nicht passiert, wird Wunderlin jetzt also Pilot. Sein Ziel sei, dass er nach der Ausbildung befristete Einsätze als Berufspilot fliegen könne, schrieb er in seinem Antrag. Zudem wolle er halb- oder tageweise als Fluglehrer tätig sein. Das überzeugte die SVA Graubünden anscheinend. Sie beschied ihn, dass die Invalidenversicherung den grössten Teil der Ausbildungskosten übernimmt.

## «Unkonventionelle Lösungsansätze»

Bei Akrobatikflügen wirken starke Fliehkräfte auf den Körper. Wunderlin fliegt regelmässig Akrobatik, wie er auch in seinem Antrag geltend machte. Auch sonst wirkt der Mann auf Bildern nicht, als ob er körperlich stark eingeschränkt wäre. Auf dem Bild unten sieht man, wie er (im Overall) ein Flugzeug seines Vereins manövriert. Es ist eine Jak-52, die über eine Tonne schwer ist. Aufgrund der schiefen Körperhaltung von Wunderlin ist zu vermuten, dass er beträchtliche Kräfte aufwendet. Das Bild entstand vor wenigen Tagen. Auf Anfrage schreibt Urs Grischott, Direktor der SVA Graubünden, man könne zu einzelnen Entscheiden

keine Auskunft geben – wegen des Datenschutzes. Allgemein aber werde der Grundsatz «Eingliederung vor Rente», der heute in der IV gelte, sehr konsequent umgesetzt. «Bei der konkreten Ausgestaltung dieser beruflichen Massnahmen auf Ebene Einzelfall steht den IV-Stellen ein gewisser Freiraum zur Verfügung», so Grischott. Sofern man eine IV-Rente vermeiden könne, seien «unkonventionelle Lösungsansätze» dabei «nicht nur erwünscht, sondern oft sogar erforderlich».

Es gibt viele junge Leute, die als Pilot arbeiten wollen. Viele von ihnen sind sehr ehrgeizig, um ihr Ziel zu erreichen. Und sie sind topfit. Dass sich unter diesen Umständen ein bereits angejahrter potenzieller IV-Bezüger durchsetzen kann, erscheint fraglich. Wunderlin aber ist überzeugt, dass es ihm gelingen wird, mit der Fliegerei zumindest ein Teileinkommen zu erzielen. «Mein Ziel ist es, eine Flugschule aufzubauen», verrät er der *Weltwoche*.

«Steigen Sie ein: Vielleicht ist dies der Beginn Ihrer Pilotenlaufbahn!» So wirbt der erwähnte Hobbyfliegerverein im Netz um Mitglieder. Der Präsident des Vereins macht vor, dass hier nicht zu viel versprochen wird. Für ihn wird der Traum von der Pilotenlaufbahn Wirklichkeit – auf Kosten der Allgemeinheit. Wahrlich unkonventionell.

\* Name geändert.



«Mein Ziel ist es, eine Flugschule aufzubauen»: Hobbypilot Wunderlin (r.).

# «Die letzte Bastion sind die Religiösen»

Er will zeigen, dass Schwule so normal und langweilig sind wie Heterosexuelle: Michel Rudin, Co-Präsident der Schwulenorganisation Pink Cross, fordert eine tabufreie Diskussion über die «Ehe für alle». Von Katharina Fontana (Text) und Ruben Wyttenbach (Bild)

Herr Rudin, Sie haben kürzlich in einem Gastbeitrag in der NZZ die Schwulen aufgefordert, nicht aus jeder Mücke einen Elefanten zu machen und mehr Humor zu zeigen. Sind die heutigen Schwulen denn humorlose Jammerlappen?

Nein, das sind wir nicht. Unsere Bewegung ist nach wie vor bunt, und wenn jemand gute Partys feiern und gleichzeitig für politische Anliegen kämpfen kann, dann sind das wir. Doch wir befinden uns nicht mehr in den 1970er und 1980er Jahren, als es die Schwulen in der Schweiz schwer hatten. Seither hat die Gesellschaft enorme Fortschritte gemacht, wir sind längst in ihrer Mitte angekommen, unsere Botschaft wurde gehört. Wir sollten also zurückhaltender werden.

Sie wollen sich nicht mehr als Minderheit in Szene setzen?

Etwa 5 Prozent der Männer sind schwul, wir werden immer eine Minderheit sein. Doch wir müssen die Diskussion jetzt anders führen. Wenn es zur Abstimmung über die «Ehe für alle» kommt, bin ich nur zufrieden, wenn 90 Prozent der Stimmdenen dazu Ja sagen. Und wie kann man als kleine Minderheit die grosse Mehrheit für sich gewinnen? Indem man den 90 Prozent klarmacht: Die Schwulen sind so normal und so langweilig wie alle anderen auch.

Ihre Aussagen sind nicht weit entfernt von jenen der Weltwoche, die vor ein paar Jahren für grosse Proteste bei Schwulen gesorgt haben. Die Weltwoche kritisierte damals, dass sich die Schwulen in der Schweiz unnötig als Opfer inszenierten.

So einfach ist es nun doch nicht. Es gibt schon ganz spezifische Probleme, mit denen Schwule auch heute noch konfrontiert sind, wie etwa homophobe Gewaltverbrechen. Unsere Gesellschaft ist nach wie vor von heterosexuellen Männern geprägt, und es wird immer Leute geben, die Schwule ablehnen.

Wieso braucht es die «Ehe für alle»? Warum genügt die 2007 eingeführte eingetragene Partnerschaft nicht?

Warum sollen wir nicht heiraten dürfen wie die Heteros? Es gibt keinen Grund, uns hier als Minderheit zu behandeln und uns einer rechtlichen Sondernorm zu unterstellen.

Zwischen der Ehe und der eingetragenen Partnerschaft gibt es einen zentralen



«Bischof Huonder hat noch einen grösseren Einfluss als ein Imam»: Michel Rudin.

**Unterschied: die Kinderfrage. Letztlich geht es bei der «Ehe für alle» doch darum, Homosexuellen die Adoption zu ermöglichen und die Leihmutterchaft generell zu erlauben.**

Das Recht, ein Kind zu adoptieren, ist für uns ein ganz wesentlicher Punkt. Was die Leihmutterchaft betrifft: Heterosexuelle Paare gehen heute viel häufiger als schwule Paare ins Ausland und greifen auf die Dienste einer Leihmutter zurück. Es ist also falsch, das jetzt an uns aufzuhängen und die Leihmutterchaft als schwules Anliegen zu bezeichnen.

**Trotzdem: Wollen Sie die Leihmutterchaft in der Schweiz zulassen?**

Ja, aber es braucht unbedingt eine Regelung, die die Leihmütter schützt.

**Weiter fordern Sie, dass die Strafnorm gegen Rassendiskriminierung neu das Kriterium der sexuellen Orientierung miteinschliesst. Ist das Strafrecht wirklich das richtige Mittel gegen homophobe Sprüche?**

Wer gegen Schwule hetzt, wie etwa Bischof Vitus Huonder mit seinem Aufruf zur Gewalt gegen Homosexuelle, der gehört bestraft. So einfach ist das. Es geht um klare Grenzüberschreitungen. Das heisst nicht, dass man sich nicht gegen die «Ehe für alle» äussern darf.

**Gerhard Pfister, CVP-Präsident, musste deswegen aber böse Kritik einstecken. Wer einen traditionellen Ehebegriff vertritt, wird sofort in die ganz rechte Ecke gedrängt.**

Das darf nicht sein. Wir müssen aufpassen, unsere Forderungen nicht moralisch zu überhöhen und alle anderen Meinungen totzuschlagen. Es braucht keine Tabus, sondern gute Argumente – und wir haben die besseren Argumente als Herr Pfister.

**Sie vertreten nicht nur die Anliegen von Schwulen, sondern auch die von der ganzen LGBT-Community, zu der neben Lesben auch Bisexuelle, Transmenschen und Per-**

sonen mit Geschlechtsvarianten zählen. Ein Gutteil der Bevölkerung dürfte darin vor allem narzisstische Erscheinungen einer wohlstandsverwöhnten Gesellschaft sehen. Schaden Sie damit nicht letztlich den eigenen schwulen Anliegen?

Frauen, Schwule, Lesben, Behinderte, Bisexuelle, Transmenschen: Wir sitzen alle im selben Boot und müssen schauen, dass es allen gutgeht. Das Thema der Minderheiten lässt sich nicht trennen, wir müssen gegen alle Arten von Marginalisierung ankämpfen.

**Das treibt mitunter aber seltsame Blüten, etwa in der Toilettenfrage: Nur weil eine Mini-Minderheit nicht weiss, ob sie bei «Damen» oder «Herren» eintreten soll, soll jetzt der ganz grosse Rest Unisex-Toiletten benutzen müssen.**

Ich sehe keinen Grund, warum Restaurants oder Unternehmen keine gemischten WC haben sollen. Das verbilligt ja auch den Bau. Man kann Toiletten mit Kabinen und Sichtschutz versehen. Warum sollte eine Frau nicht solch ein WC benutzen können?

**Weil sie sich auf einer Damentoilette schlicht wohler fühlt. Immerhin geht es auch um die Intimsphäre.**

Das mag sein. Doch wir müssen Lösungen finden, die pragmatisch sind. Unisex-Toiletten können das Leben vereinfachen.

**Die schwule Bewegung, so der Eindruck, hat sich stark von links vereinnahmen lassen. Dies, obschon viele Homosexuelle beruflich sehr erfolgreich sind. Wo sind die bürgerlichen Schwulen?**

Bei uns gibt es alles, vom schwulen Kommunisten bis zum schwulen SVP-Mitglied. Dass wir eher nach links tendieren, ist insofern verständlich, als wir in der Vergangenheit einzig von den Linken und den Liberalen unterstützt wurden. Heute buhlen viele Parteien um die Unterstützung der LGBT-Gruppen, von links bis rechts. Die letzte Bastion sind die Religiösen. CVP-Präsident Gerhard Pfister wird länger ein Problem mit uns haben als SVP-Präsident Albert Rösti.

**Befürchten Sie nicht, dass Ihre freie Lebensweise mit dem Zustrom von Muslimen zunehmend unter Druck geraten wird? Sie kritisieren Bischof Huonder, doch kommt die Gefahr für Schwule heute nicht aus einer anderen Richtung?**

Es gibt in der Schweiz schwule muslimische Flüchtlinge, die in Asylunterkünften krasse Repression durch andere Muslime erleben. Das ist inakzeptabel, und darüber müssen wir offen reden. Herr Huonder hat im Moment aber noch einen grösseren Einfluss auf seine Schäfchen als ein Imam – auch wenn beide letztlich in derselben Küche sitzen und denselben Brei rühren. ○

## Finanzplatz

# Credit Suisse im Netz

**Der Hedge-Fund-Manager Rudolf Bohli propagiert eine Aufspaltung der Grossbank. Die Risiken würde die Firma damit nicht los. Von Beat Gygi**

**K**ann die Führung der Grossbank Credit Suisse (CS) ernsthaft unter Handlungsdruck geraten, wenn ein Investor von relativ geringem Gewicht sich vor sie hinstellt, öffentlichkeitswirksam auf den Boden stampft und laut seine Rezepte zur Besserung der Lage der Bank vorliest? Vergangene Woche hat der Schweizer Hedge-Fund-Manager Rudolf Bohli Pläne vorgestellt, die auf eine Aufspaltung der heutigen CS in drei Teile abzielen und den Marktwert der einzelnen Teile in der Summe etwa auf das Doppelte der Bewertung des heutigen Konstrukts steigern sollen. Eine Wertvermehrung von 40 auf 80 Milliarden Franken durch eine Zerlegung des Supertankers in Einheiten, die als wendige Boote die Konkurrenz bedrängen – solche Rezepte wurden schon oft erfolgreich umgesetzt, in kleineren wie grösseren Unternehmen.

Die Aufteilung des Novartis-Konzerns wenige Jahre nach der Gründung in einen Pharma-Teil (weiterhin Novartis) und einen Agrochemie-Teil (Syngenta) hat wohl vor allem die Agro-Geschäfte entfesselt. Bei Rieter hat die Aufspaltung in Textiltechnologie (weiterhin Rieter) und Autozulieferung (Autoneum) viel Dynamik gebracht. Aber die Credit Suisse ist nicht wie Novartis oder Rieter. In Industriekonzernen können Divisionen oft relativ leicht selbstständig werden. Eine Bank dagegen ist staatsnäher und in ein viel engeres Regulierungsgeflecht eingebunden – als Finanzinstitut, das fast täglich vom Aufseher Finma Anweisungen oder Andeutungen erhält, welche betriebswirtschaftlichen Zahlen in Ordnung sind, welche dem Regulator noch nicht gefallen, wo die Risiken noch zu gross sind und wo sich die Bank personell verstärken sollte.

Bohli deutet Pläne an, gemäss denen das Konglomerat CS unter anderem so zu zerlegen sei, dass die Vermögensverwaltung am Standort Schweiz verankert und das Investmentbanking an den Börsenplatz Wall Street verlagert wird. Die beiden Teile sieht er in Partnerschaft



Zerlegung des Supertankers: Rudolf Bohli.

verbunden. Das tönt zunächst vielversprechend – nach dem Motto: das auf Vertrauen aufbauende Vermögensverwaltungsgeschäft mit dem Stabilitätsstandort Schweiz verbinden, das riskantere Investmentbanking in der amerikanischen Trader-Welt laufen lassen. Das wirkt umso attraktiver, als sich heute die CS-Führung damit abmüht, das schwachrentierende, durch die europäische Regulierung stark belastete und für den Konzern immer noch zu teure und zu umfangreiche Investmentbanking Schritt für Schritt zu verkleinern und zu renovieren, ähnlich wie dies die

UBS vor Jahren getan hat. Eine rasche Reduktion des Investmentbanking wäre kostspielig, weil viele Vermögenspositionen zu schlechten Preisen verkauft oder Verträge abgeändert werden müssten.

### Schutz vor ausländischen Regulatoren?

Sollte die CS also in Richtung von Bohlis Vorschlag gehen? Es ist nicht zu erwarten, dass eine Grossbank sich durch Standortverlagerungen und juristische Ausgliederungen so leicht aus Regulierungsfesseln befreien kann. Ein relativ riskantes Investmentbanking dürfte seit der Finanzkrise überall zu staatlichen Gegenreaktionen und Absicherungsvorschriften führen. Und wenn das abgespaltene Geschäft nicht verkauft wird, sondern mit dem Konzern noch irgendwie verbunden bleibt, ist auch zu gewärtigen, dass letztlich doch die Zentrale für all das haften muss, was weit draussen passiert.

Moment, hat nicht gerade der Schweizer Staat den systemrelevanten Banken vorgeschrieben, sie müssten ihre Schweizer Einheiten so autonom aufstellen, dass der Inlandteil vor allfälligen gefährlichen Entwicklungen bei Auslandsgeschäften geschützt wäre? Die Kritik an Bohlis Ansätzen müsste eigentlich auch die Frage aufbringen, wie wirkungsvoll CS Schweiz und UBS Schweiz im Krisenfall wirklich vor dem Zugriff ausländischer Regulierer geschützt wären.

# «Wollen Sie mein Hirn fühlen?»

Sie wollte Grossbritanniens erste Generalin werden. Dann kam ihr die Epilepsie dazwischen. Seither verärgert sie mit scharfer Zunge das halbe Land. Im Theater inszeniert man nun ihre Ermordung. Bühne frei für Katie Hopkins, die kontroverseste Frau jenseits des Ärmelkanals. *Von Urs Gehriger und Elke Bock (Bild)*

Grossbritannien, Bastion des schwarzen Humors, ist nicht leicht aus der Fassung zu bringen. Doch alle paar Tage kocht der halben Nation das Blut hoch, derweil die andere Hälfte amüsiert in die Hände klatscht. Das Ritual ereignet sich, wenn Katie Hopkins, 42, ihre Kolumne in der *Daily Mail* veröffentlicht oder einen Tweet absetzt.

Kein Tabu ist zu delikat, als dass der waserstoffblondierte Tornado der politischen Inkorrektheit nicht unerbittlich draufhalten würde. Sie mokiert sich über Dicke, die bloss «zu faul» seien, um abzuspecken. Sie wettet gegen die Gleichstellung von Mann und Frau, gegen das öffentliche Stillen, gegen «inakzeptable Kindervornamen» wie «London» oder «Chardonnay» und gegen die Islamisierung. Zum Migrationsdrama im Mittelmeer sagt sie: «Rettungsschiffe? Ich würde Kanonenboote schicken!»

Wir treffen die «meistgehasste Frau Britanniens» am Londoner Speakers' Corner, wo schon Lenin das Volk aufgewiegelt hat. Der Treffpunkt ist mit Kalkül gewählt. Politik und Behörden wollen ihr das Wort verbieten. Und Zeitungen berichten über ein mysteriöses Musical: «The Assassination of Katie Hopkins».

**Auf der Bühne wird man bald Ihre Ermordung aufführen. Katie Hopkins, wie fühlen Sie sich kurz vor Ihrem angekündigten Tod?**

Es handelt sich um eine klitzekleine Theatergruppe aus Wales. Soweit ich gesehen habe, besteht das Ensemble aus arbeitslosen Leuten, die sich als Schauspieler bezeichnen. Ich habe auch mal bei McDonald's und bei Wimpy Hamburger verkauft, daher kann ich mich wohl auch Schauspielerin nennen. Es ist ein Jammer, dass sie nicht kraft ihrer eigenen grossartigen Arbeit Aufmerksamkeit erregen können und stattdessen auf mich als Zugpferd zurückgreifen müssen.

**Es ist nicht das erste Mal, dass man Ihnen den Tod wünscht.**

Ich bin eine beliebte Zielscheibe. Ich erhalte regelmässig Morddrohungen.

**Wann zum letzten Mal?**

Gestern. Man drohte mir damit, mich ins Gesicht zu stechen.

**Via Mail oder Telefon?**

Via Mail und Telefon. Und via Twitter die ganze Zeit. Ich ignoriere die Twitter-Morddrohungen. Ich bin in keiner Weise ein

ängstlicher Mensch, aber ich bin mir nicht sicher, ob es verantwortbar ist, meine Ermordung auf der Bühne zu propagieren. Die Leute könnten auf die Idee kommen, dass Mord an unliebsamen Menschen eine gute Sache ist.

**Hier in Grossbritannien lassen Sie niemanden kalt. Neulich kritisierten Sie die Legionen von Frauen, die gegen Harvey Weinstein auftreten. Ist deren Aufschrei nicht eine längst überfällige feministische Revolte gegen die abscheuliche Frauenverachtung?**

Für mich sind diese Frauen absolut mitschuldig an dem, was sie Weinstein vorwerfen, und an allem, was er repräsentiert. Wir machen alle dauernd Tauschgeschäfte in unserem Leben. Aber wenn man mit Harvey Weinstein einen Deal macht, wenn man seine Oscars akzeptiert und die Rollen, die er vermittelt hat, wenn man sieht, was er so treibt, und trotzdem schweigt, dann macht man sich zur Komplizin.

**«Für mich sind diese Frauen absolut mitschuldig an dem, was sie Weinstein vorwerfen.»**

**Hatten die Frauen nicht Angst, beim kleinsten Pieps von Weinstein und den Mächtigen in Hollywood zermalmt zu werden?**

Die Idee, man müsse jetzt aufstehen und «me too» rufen, nachdem jemand die eigene Karriere riskiert hat, auf die Gefahr hin, nie mehr einen Job zu bekommen, ist in keiner Weise mutig. Diese «me too»-Haltung entspringt einer klassisch linken Idee, das Opfer zu spielen. Je grösser die Opferrolle, die du spielen kannst, desto besser stehst du da als linker Liberaler in dieser Gesellschaft. Ich sage: In einem kurzen Rock rumstolzieren und die Beine zur Schau stellen, wenn du hübsch bist und Karriere machen willst, und dann später «me too» rufen – das ist in keiner Weise mutig.

**Was ist denn aus Ihrer Sicht mutig?**

Mutig wäre gewesen, wenn Meryl Streep bereits vor langer Zeit gesagt hätte: «Nein, Weinstein, ich übernehme diese Rolle nicht, ich bin mächtiger als du, ich weiss, dass ich eine grossartige Schauspielerin bin, ich arbeite für einen anderen, denn ich weiss, wer du bist.» Mutig wäre gewesen, wenn Michelle Obama, statt ihn einen «wunderbaren Menschen und einen guten Freund» zu nennen, gesagt hätte: «Nein, Harvey, du darfst

nicht ins Weisse Haus kommen, denn du bist ein Frauenschänder.» Mutig wäre gewesen, wenn Hillary Clinton, die jetzt die Ahnungslose spielt, die 350 000 Dollar, die sie von Weinstein kassiert hat, nie in ihre Tasche gesteckt hätte.

**Sie gingen in Ihrer Kritik noch weiter. Sie twitterten: «Wenn weisse Mädchen von muslimischen Banden vergewaltigt werden, sage ich nichts. Jetzt aber kann ich Weinstein gebrauchen, um über mich selbst zu sprechen. Jetzt ist es plötzlich #MeToo.»**

Ja, die Kritiker warfen mir vor, ich würde vom Wesentlichen ablenken und die Opfer nicht respektieren.

**Was sagen Sie dazu?**

Das politisch korrekte Gruppendenken lautet: «Immigration ist etwas Gutes, Muslim zu sein, ist etwas Gutes, den Islam zu verehren, ist etwas Gutes.» Deshalb darf man muslimische Gruppenvergewaltiger nicht kritisieren. Erinnern Sie sich an die Ereignisse in Köln an Silvester 2015? Hunderte Übergriffe wurden gemeldet, und unsere Feministinnen im linken London hüllten sich in Schweigen. Sexuelle Gewalt an weissen Frauen ist zweitrangig im Vergleich zu einer positiven Darstellung von Migration. In Bezug auf den Glauben an Multikulti ist diese Regel fundamental und von absoluter Gültigkeit.

**Im November planen Sie eine Tour durch britische Schulen. Die Rektoren im ganzen Land sind bereits in heller Aufregung. War es Ihre Idee, direkt mit den Schülern zu sprechen?**

Nein, es waren die Kinder, die mich darum gebeten haben. Es ist eine seltsame Sache. Ich bin 42 und sehe aus wie eine durchschnittliche mittelalterliche Frau. Doch die grösste Gruppe meiner Anhänger sind 16- bis 23-Jährige. Meine Radioshow hat von der Resonanz her die Jugendshow auf BBC geschlagen. Es gibt eine riesige Bewegung von jungen Leuten, die bis jetzt noch brachliegt ist. Selbst wenn diese Jungen nicht mit mir einig sind, sehen sie die Notwendigkeit einer offenen und ehrlichen Konversation. Sie fühlen sich vom Schulsystem und von dessen linker Lehrerschaft in ein Korsett gezwängt.

**Doch nun ist die Tour in Gefahr. Der Bildungsminister von Wales versucht, Sie zu stoppen.**

Auch der schottische Bildungsminister hat verkündet, ich sei nicht willkommen. BBC Wales hat eine Umfrage durchgeführt: «Soll



«London ist Obama auf Steroiden»: Publizistin Hopkins letzte Woche am Speakers' Corner.

te man es Katie erlauben, zu kommen?» Eine deutliche Mehrheit sagte ja. Das hat die Behörden sehr verärgert. Aber sie können beruhigt sein. Katie Hopkins will den Kindern keine politisch vergifteten Äpfel verabreichen. Es geht mir nicht darum, *was* Schüler denken müssen, sondern, *dass* sie selber denken und urteilen können.

**Es ist nicht das erste Mal, dass man versucht, Sie mundtot zu machen. Im Mai hat man Sie als Talkmasterin beim Londoner Radio LBC rausgeworfen. Was ist passiert?**

Meine Radioshow war die meistgehörte Sonntagmorgensendung im Land – mit Ausnahme von London.

**Sie nannten London einmal «Obama auf Steroiden».**

London ist ein anderes Land. Ich lebe ganz bewusst im Westen des Königreichs, damit ich nie vergesse, worauf es ankommt im Leben der Briten. Zum Rauswurf: Nach dem Manchester-Anschlag [auf ein Konzert von Ariana Grande, die Red.] wurde ich aus dem Schlaf gerissen. Über fünfzig junge Menschen wurden getötet. Aufgebracht, wie ich war, schrieb ich auf Twitter: «Wir brauchen eine Endlösung für Terror.» Sekunden später realisierte ich, was ich geschrieben hatte. Ich habe den Tweet gelöscht, ersetzt und mich dafür entschuldigt.

**«Endlösung» – das Wort hat bei Ihnen keinen Alarm ausgelöst?**

Ich war einfach nur wütend, wütend, wütend. Und natürlich kann man sagen, ich hätte wissen müssen, was ich da schreibe, und hätte es daher verdient, meine Show zu verlieren. Ich weiss nicht, wie lange es dauern muss, bis wir dieses belastete Wort wieder verwenden können. Mein Lehr-

---

**«Freunde von mir lernen Ungarisch. Eines Tages werden sie in Orbáns Sicherheitszone ziehen.»**

---

stück daraus ist: Wenn ein gesamtes Establishment nur darauf wartet, dir den Mund zu verbieten, gib ihm keinen Vorwand.

**Sie geizen nicht mit Gift und Galle. Gibt es Dinge, die gesagt zu haben, Sie heute bereuen?**

Den Tweet über die «Endlösung».

**Und die «Kakerlaken»? Sie bezeichneten Migranten als Kakerlaken. Und sie plädierten dafür, statt Rettungsbooten Kriegsschiffe ins Mittelmeer zu entsenden.**

Aber nicht, um damit auf Migranten zu schießen, sondern um sie zu stoppen. Nein, diese Aussage bereue ich nicht. Wir haben ja inzwischen Kriegsschiffe ins Mittelmeer geschickt. Mit sichtbarem Erfolg übrigens.

**Ist Europa nur mit Mauern, Zäunen und Kanonenbooten zu retten, ähnlich wie das antike Römische Reich, das einen gigantischen Limes um sein Imperium baute?**

Ich führte diese Diskussion neulich in Schweden, wo ich die No-go-Zonen besuchte. Es ist toll, als Frau dort rumzuspazieren, das kann ich Ihnen sagen! Ich sprach mit dem Chef einer örtlichen Feuerwehr, die wiederholt angegriffen worden war, so dass man schliesslich eine Mauer um die Station gebaut hat. Das ist der Trend. Ich beobachte das in London. Wir zäunen alles ein. Brücken, Häuser, Weihnachtsmärkte, weil wir so dumm sind, so viele Migranten reinzulassen. Statt die Aussengrenzen Europas zu sichern, werden



«Botschaft an May»: am Tory-Parteitag, 2017.

wir uns in bewachten Wohnanlagen einmauern. Freunde von mir lernen Ungarisch. Sie sagen: «Eines Tages werden wir in die ungarische Sicherheitszone ziehen, wo Premier Orbán früh entdeckt hat, dass unsere jüdisch-christliche Kultur nur durch den Schutz von Zäunen überleben kann.»

**Trotz Morddrohungen und Maulkörben zügel Sie Ihre Zunge nicht. Woher nehmen Sie die Energie, jedes heisse Eisen anzufassen?**

Mir wird oft vorgeworfen, ich würde alles sagen, bloss um Schlagzeilen zu machen. Ein abscheulicher Vorwurf. Niemand wäre bereit, die Dinge auszuhalten, die mir widerfahren, bloss um aufzufallen. Was mich antreibt, ist eine Art Patriotismus. Bereits als kleines Mädchen wollte ich für mein Land kämpfen. Ich habe eine Passion für britische Dinge. Selbst wenn mich Leute auf der Strasse belästigen, fühle ich mich stark, denn ich stehe für etwas ein. Neben allem Dreck, der über mir ausgeschüttet wird, erhalte ich sehr viel Zuspruch und Unterstützung. Es ist wirklich manchmal bewegend. Leute halten ihr Auto an und rufen aus dem Fenster:

«Gib nicht auf, Katie.» Oder sie schicken E-Mails: «Vielen Dank, du sprichst für uns.» Sie wollten eigentlich im Militär Karriere machen.

Ich wollte die erste Generalin Grossbritanniens werden. Das hatte ich mir bereits als Kind in den Kopf gesetzt. Also meldete ich mich bei der Königlichen Militärakademie in Sandhurst und verpflichtete mich für 35 Jahre. Dann kam mir die Epilepsie dazwischen. Anfangs waren die Schübe klein. Aber auf die Dauer ging das nicht. Ich wurde ausgemustert. In den letzten Jahren wurde es immer schlimmer. Ich hatte bis zu fünf Anfälle pro Nacht. 43-mal habe ich mir die Schultern ausgekugelt.

**Vor anderthalb Jahren liessen Sie sich operieren. Wie geht es Ihnen heute?**

Wie empfindlich sind Sie?

**Ich bin sehr empfindlich.**

Geben Sie mir Ihre Hand! (Nimmt die Hand des Reporters und legt sie mitten auf ihren Schädel)

**Das fühlt sich ja ganz weich an.**

Das ist mein Hirn.

**Direkt unter der Kopfhaut? Das ist verrückt!**

Ich kann es bewegen. (Macht eine heftige Atembewegung) Fühlen Sie das?

**Ihnen fehlt ein Stück des Schädelknochens! Warum machen Sie es nicht wie Joseph Beuys, der sich angeblich eine Stahlplatte in den Schädel einsetzen liess?**

Ja, das könnte ich machen, dann hätte ich ein Sonnendeck aus Titan. (Lacht) Die Ärzte haben bereits Mass genommen.

**Das wäre ratsam. So wie Sie durch die Welt marschieren, kann das schon gefährlich werden.**

Ja, wenn mir etwas auf den Kopf fällt, bin ich weg. Ich habe dieses zweite Leben geschenkt bekommen, ich glaube, ein Teil meiner Energie kommt davon. Aber ich werde mir die Platte wohl einsetzen lassen. Fürs Erste wollte ich einfach versuchen, wieder ein bisschen zu leben.

**Sie wurden bekannt durch Donald Trumps Reality-Show «The Apprentice». Haben Sie ihn persönlich kennengelernt?**

Nein, ich war leider Teil der britischen Staffel.

**Trotzdem sagen Sie: «Ich liebe Donald Trump.» Bedingungslos?**

Ich schwenke aus der Distanz die Fahne für ihn. Ich liebe das, was er als Präsident gemacht hat, und die Art, wie er vorgeht. Ich gehe mit ihm einig, dass man zuerst für die eigenen Leute einstehen muss. Für die Leute, die gerne vergessen werden. Leute, die hart arbeiten und stolz sind auf ihr Land. All diese Dinge mag ich an Trump.

**Was halten Sie von Trumps Art, seine loyalsten Mitstreiter wie Justizminister Jeff Sessions öffentlich zu kritisieren und bis auf die Unterhosen blosszustellen?**

Nun, an Trump bewundere ich die Widerstandsfähigkeit. Da ist ein stinkreicher Typ,

ein Pin-up für New York, einer, der alles hat, wovon man träumen kann, und der das alles aufgibt. Wofür? Dass man ihn 24 Stunden, sieben Tage in der Woche, auf

## «In ganz Europa haben wir die Rechte von Bürgern unter die von Terroristen gestellt.»

allen Kanälen anfeindet. Man muss sich schon wundern, was ihn antreibt.

**Einige Leute nennen es Narzissmus.**

Fein. Das sagt man auch über mich. Oder eine Psychose oder was auch immer.

**Trump hat Sie gelobt. Er bedankte sich für Ihre «kraftvollen Artikel über das Islam-Problem». Vor ein paar Tagen ging Andrew Parker, der Chef des MI5, an die Presse und warnte, sein Geheimdienst registriere einen «dramatischen Anstieg» islamischer Bedrohung. Die Terroraktivitäten hätten in einem Tempo und an Zahl zugenommen, wie er es in seiner 34-jährigen Karriere noch nie gesehen habe.**

Das sind schockierende Worte.

**Wie konnte es so weit kommen?**

Hier und in ganz Europa haben wir die Rechte von normalen Bürgern unter die Menschenrechte von Terroristen gestellt. Der Gentleman vom MI5 spricht von 3000 Verdächtigen, die auf der Liste der zu Beobachtenden stünden. Es sei jedoch logistisch unmöglich, alle zu observieren. Das ist für normale Bürger ein Wahnsinn. Ich denke, es ist legitim, diese Leute festzusetzen, wenn wir ein derart hohes Anschlagrisiko verzeichnen.

**Sadiq Khan, der erste muslimische Bürgermeister von London, sagt, Terror habe nichts mit dem Islam zu tun. Die Gefahr von Terrorattacken sei «integraler Bestandteil des Lebens in einer grossen Stadt».**

Das ist eine komplette Kapitulation Grossbritanniens vor dem Islam.

**Jeremy Corbyn, Chef der Labour-Partei, sagte, Grossbritannien sei selbst schuld an dem Massaker von Manchester. Die Politik des Imperialismus habe diesen Terror ausgelöst. Teilen die Briten seine Meinung?**

Überhaupt nicht. Ich beobachte viele Leute, die in Sorge um die Zukunft ihrer Kinder leben. Sie tragen eine grosse Angst in sich, es ist fast wie eine Krankheit. Menschen wie Merkel, die Mutter aller Migranten, die ausruft: «Ihr seid alle willkommen!», haben doch keine Ahnung, wie sich das Volk fühlt. Merkel bunkert sich ein mit ihren Sicherheitsanalysen und ihrer Rundum-die-Uhr-Sicherheit. Sie hat nicht einmal eigene Kinder.

**Sind Menschen ohne Kinder schlechtere Politiker?**

Nein, aber wer keine eigenen Kinder hat, kann schwerer nachvollziehen, was es bedeutet, wenn Buben und Mädchen in die Luft gesprengt werden. Eltern sagen sich: «Es könnte auch mein Kind treffen.»

**Da kommt mir in den Sinn: Sie haben Ihr Versprechen nicht eingelöst. In einer Kolumne hatten Sie angekündigt: Sollte Sadiq Khan zum Bürgermeister von London gewählt werden, würden Sie nackt die Regent Street runterrennen – mit einer Wurst im Hintern. Wann flitzen Sie los?**

Vielleicht habe ich es ja bereits getan, zu einer späten Stunde, aber niemand hat mich dabei gesehen? (*Lacht*)



**Blumen für das «Baby»:** Hopkins' Fett-Protest.

**Dafür haben Sie am Tory-Parteitag alle Blicke auf sich gezogen, als Sie in Ihrem ersten Hochzeitskleid aus dem Jahr 2004 aufmarschiert sind. Was sollte das denn?**

Jemand sagte, ich hätte Charme versprüht wie ein transsexueller Bodybuilder. Es war zum Totlachen.

**Dabei hatten Sie kurz zuvor noch ausgesehen wie ein gemästetes Walross.**

Ja, ich hatte mir zwanzig Kilo Fett an die Rippen gefressen.

**Warum das?**

Ich wollte es all jenen Frauen zeigen, die stets darüber klagen, wie fett sie sind, und behaupten, sie könnten nichts dagegen tun, mir jedoch vorjammern, was für ein Glück ich hätte, dass ich so schlank sei. Also sagte ich: «Girls, von nun an sitze ich drei Monate zu Hause und fresse alles in mich hinein, bis ich ein fettes Monster bin.»

**Was haben Sie in sich hineingestopft?**

Erdnussbutterbrote, sechs Flaschen Mars-Riegel-Milch jeden Tag, alles, was mir in die Finger kam. Es war absolut widerlich. Aber ich dachte: «Wunderbar, nun werde ich endlich die grossen Brüste haben, die ich mir schon immer gewünscht habe.» Von wegen! Ich legte mir einen Riesenranzen zu, aber oben blieb ich flach wie eine Flunder. Die Leute waren rührend. Man schenkte mir Blumen für das «Baby». Man offerierte mir Sitzplätze in der U-Bahn. Schliesslich speckte ich die Kilos innert sechs Wochen wieder ab, ohne einen Penny für einen Privattrainer

auszugeben. Ich zeigte es den Jammerschinken: Wer zu viel frisst, wird fett. Und wer wirklich will, bringt die Pfunde wieder weg. **Aber der Grund, dass Sie sich in Ihr erstes Hochzeitskleid zwängten, war ein anderer.**

Ich habe das Hochzeitskleid am Parteitag für Theresa May angezogen. Ich wollte ihr damit sagen: «Wenn ich die schreckliche Scheidung von meinem ersten Mann – wir hassten einander – durchstehen kann, dann kannst auch du die Scheidung von Juncker und der EU durchziehen und am Schluss noch stärker dastehen als zuvor.»

**Wie hat die Premierministerin reagiert?**

Ich habe nichts von ihr gehört. Aber ihre Presseleute waren nicht erfreut. Denn an diesem Tag hätte May im Rampenlicht stehen sollen, stattdessen stürzten sich alle Fotografen auf mich. Ehrlich gesagt, ging es mir auch ein bisschen darum, den langweiligen Aufmarsch von Männern in ihren einfältigen marineblauen Anzügen etwas aufzumischen. **Die Brexit-Verhandlungen siechen vor sich hin. Was halten Sie als überzeugte Brexiteer von der Art, wie Theresa May die Verhandlungen führt?**

Am aufregendsten fände ich, wenn sie aus den Verhandlungen rauslaufen würde. Aber die Realität sieht so aus, dass es einen Deal geben wird. Wir werden schliesslich eine weiche Form des Brexits haben und der EU 50 Milliarden Pfund dafür zahlen müssen. Was schrecklich ist. Den Tories fehlt ein starker Leader. Labour hingegen hat Blut gerochen und trumpft auf.

**Es sieht stark danach aus, dass Corbyn und Labour die nächsten Wahlen gewinnen werden.**

Ich muss Ihnen leider recht geben. Wenn Labour tatsächlich gewinnt, wird die Mittelklasse Englands bedeutend ärmer werden. Die Armen noch ärmer. Und die sehr Reichen noch viel reicher.

**Sie hatten angekündigt, im Falle von Trumps Wahlsieg würden Sie in die USA ziehen. Werden Sie Grossbritannien den Rücken kehren, wenn die Sozialisten die Macht übernehmen?**

Nach Amerika zu ziehen, ist, wie in ein warmes Bad zu steigen. Die Leute sind nett zu dir, sie heben dich hoch und umarmen dich. Du kannst an Talkshows auftreten, am Radio und am TV. Es ist sehr verlockend. Dagegen fühlt sich Grossbritannien hässlich, rau und gefährlich an. Aber wer würde die Heimat im Stich lassen, um in einer Komfortzone zu leben?

**Mit anderen Worten: Sie werden die Briten weiterhin ärgern?**

Mit einem Wort: Jawohl.

Die Britin Katie Hopkins, 42, ist Kolumnistin der *Daily Mail* und tritt regelmässig beim US-Sender Fox TV auf. Sie wohnt in Exeter und ist Mutter von drei Kindern.

# Macrons Nulltoleranz

Der Terrorismus verändert Frankreich. Emmanuel Macron will den Flüchtlingsstrom in Nordafrika stoppen und abgewiesene Asylbewerber ausweisen – «unerbittlich». Es dürfe «keinen toten Winkel» geben, beschwört der Staatspräsident Polizei und Bevölkerung. *Von Jürg Altwegg*



«Zivilisatorische Massnahmen»: Emmanuel Macron.

Es geschah am helllichten Sonntag. Wie die Kirche mit der Madonna Notre-Dame de la Garde, die in der Nacht grell erleuchtet aus dem schwarzen Himmel über die ebenso fromme wie multikulturelle Stadt Marseille wacht, befindet sich auch der Bahnhof Saint-Charles in den höher gelegenen Zonen der Stadt. Eine Esplanade umgibt ihn, über eine breite und steile Treppe gelangt man auf die nach General Leclerc benannte Avenue. Spätestens hier stösst der Besucher auf die ersten Bettler und Obdachlosen, die hier ihre Zelte aufgeschlagen haben. Ein paar Winkel weiter, und man kommt auf die Canebière, die zum Alten Hafen hinunterführt. An seinem Ausgang zum Meer wurde für Frankreichs *melting pot* als europäische Kulturhauptstadt 2013 das Mucem eröffnet, das Museum der mediterranen Kulturen. Gegenwärtig zeigt es eine Ausstellung über Fussball. Emmanuel Macron ist Fan des skandalumwitterten Klubs Olympique Marseille, er verbrachte in der Stadt seine ersten Sommerferien als Präsident. Es ist die Stadt der Araber, Juden, Armenier, Italiener und vieler Franzosen, die nach dem Algerienkrieg aus der früheren Kolonie kamen.

An diesem frühen Sonntagnachmittag ist das Gedränge auf der Terrasse vor dem Bahnhof geringer als zu den Stosszeiten unter der

Woche. Eine Medizinstudentin schickt sich an, in ihr Dorf bei Lyon zurückzureisen, sie hat über das Wochenende ihre Cousine besucht. Plötzlich stürzt Ahmed Hanachi auf sie los, ein 29 Jahre alter Tunesier, der zuvor ruhig in der Sonne sass. Er sticht mit einem Messer auf sie ein. Dann rennt er weg, kehrt aber unvermittelt zurück – und tötet eine zweite junge Frau. Man weiss das so genau, weil die Szene von den Überwachungskameras gefilmt wurde. Die Soldaten, die permanent vor dem Bahnhof patrouillieren, erschossen den Täter. Stundenlang stehen die Züge still. Die Stadt, die bislang verschont geblieben war, und das ganze Land sind schockiert.

## Spontaneität der Terroristen

In der Nacht auf den Montag kommt es zur Schiesserei in Las Vegas. Das Massaker in den Vereinigten Staaten wird weniger Folgen haben als der Mord in Marseille. Er ist das bislang letzte Attentat in einer langen Reihe von barbarischen Anschlägen, die Frankreich seit Jahren erschüttern. Und diesmal sind die Umstände ganz besonders unerträglich.

Hanachi stammte aus Tunesien, unter sieben verschiedenen Namen hatte er mit der Polizei zu tun. Das Urteil zu seiner Auslieferung war

längst gefällt worden und noch immer rechtsgültig. Zwei Tage zuvor hatte ihn die Polizei bei einem Diebstahl in Lyon verhaftet. Sie wusste, mit wem sie es zu tun hatte – und liess den Mann laufen: Es gab keinen Platz im Gefängnis. Der Präfekt wurde seines Amts enthoben. Ahmed Hanachi war der Polizei, nicht aber dem Geheimdienst bekannt. Es gibt über ihn keine «fiche S», einen Eintrag im Register der potenziellen Terroristen, ihrer Helfershelfer und Ideologen. Eine Woche nach der Tragödie wurde einer seiner Brüder in Chiasso verhaftet. Er und seine Gefährtin hatten in der Schweiz um Asyl nachgesucht – bei ihm zumindest seien Verbindungen zum Islamischen Staat und nach Syrien entdeckt worden.

Die jüngsten Attentate und Attentatsversuche in Frankreich sind von einer dilettantischen Spontaneität gekennzeichnet. Es gibt inzwischen eine Debatte über diesen «low-cost»- und «Nachahmungsterrorismus», mit dem Dealer aus den Banlieues oder im Strom der Einwanderung in Frankreich gestrandete Flüchtlinge Schrecken verbreiten. Wenn ein Dieb ohne Aufenthaltsbewilligung zwei Tage nach seiner vorübergehenden Verhaftung und unverhofften Entlassung zum Messer greift, kann man kaum von einem zielstrebig vorgehenden religiösen Fanatiker sprechen. Praktisch jede Woche wird von einem verhinderten oder gescheiterten Attentat berichtet. Diese unberechenbaren Nachahmungstäter sind zu einem gewaltigen Sicherheitsrisiko geworden.

Im ersten TV-Interview seit seiner Wahl schlug Emmanuel Macron am Sonntagabend des 15. Oktober dramatische Töne an. Er sei sich bewusst, dass die Absetzung des Präfekten an den Problemen rein gar nichts ändere – der Mann hatte Tränen in den Augen, als er sich von seinen Mitarbeitern aus dem Staatsdienst verabschieden musste.

Macron thematisierte die «administrative Machtlosigkeit», die man den Franzosen nicht mehr länger zumuten dürfe. Er versprach «profounde Änderungen» und «Nulltoleranz»: «Alle irregulären Täter, die Straftaten begehen, werden ausgewiesen.» Umgehend richtete sein Innenminister eine Dienstanweisung an die Präfekten, illegale Aufenthalter in Abschiebehaft zu nehmen – «unerbittlich». Die Amtsenthebung ihres Kollegen in Lyon war ein symbolischer Akt: Sie solle den Präfekten zeigen, dass der Staat bei der Anwendung des Gesetzes hinter ihnen steht. An Kritik und Widerstand der antirassistischen Vereinigungen gegen die



radikale Verschärfung fehlt es nicht. Macron weiss, wie wichtig Worte und Symbole sind – gemessen aber wird er an den Taten und am Erfolg. Vorsichtig räumt er ein: «Das alles kann nicht von heute auf morgen geschehen.»

### Eine halbe Million Papierlose

Der Staatspräsident plädiert dafür, die Flüchtlinge in nordafrikanischen Auffanglagern zu stationieren. Mit Pascal Teixeira da Silva hat Macron einen Sonderbotschafter für die Herkunftsländer ernannt. Besonders schwierig gestaltet sich die Zusammenarbeit mit Tunesien. Dessen Behörden betreiben eine eigentliche Verschleppungspolitik. Wenn die gesetzliche Frist für die Abschiebung abgelaufen ist und die Rückführung nicht möglich war, müssen die Asylbewerber nach französischem Gesetz freigelassen werden. Die Zahl der Papierlosen in Frankreich wird auf mindestens eine halbe Million geschätzt.

Es habe sich die «Gewohnheit» eingeschlichen, abgewiesene Asylbewerber «im Land zu dulden», erklärte Macron Mitte vergangener Woche. Er hatte 500 Spitzenvertreter der Polizei und Gendarmerie ins Elysée geladen, um in einer «Grundsatzrede» seine Politik zu präsentieren: mehr Geld, mehr Gefängnisse und 10 000 zusätzliche Polizisten. Macron will eine neue «Police de sécurité du quotidien» (PSQ) für die «Sicherheit im Alltag».

Für die im Januar anlaufende Versuchsphase mit der neuen Einheit hat sich Grenoble zur Verfügung gestellt. Bürgermeister Eric Piolle ist eine Ikone der Grünen. Nach seiner Wahl 2014 wollte er die Überwachungskameras abmontieren. Wenige Monate später kam es zum Attentat auf *Charlie Hebdo* – in Marseille stieg die Zahl der Terrorismus-Toten auf 241. Es dürfe «keinen toten Winkel» geben, beschwört Staatspräsident Macron Polizei und Bevölkerung. Die Bedrohung sei «anhaltend hoch», zunehmend «einheimisch» und könne sich hinter «den Zügen irgendeines Gesichts» verstecken. Doch mit Repression allein kann für Macron die Bedrohung nicht bewältigt werden. Er fordert auch «mehr Integration», einen verstärkten «Kampf gegen die Radikalisierung» und generell «zivilisatorische Massnahmen».

Auch Eric Piolle plädiert inzwischen für einen «Marshallplan für die innere Sicherheit». Dass Grenoble als Pionier die PSQ-Truppen einsetzen will, begründet er indes rein pragmatisch: «Seit Sarkozy haben wir einen Viertel der Polizisten verloren.»

Tatsächlich erinnert das neue Korps an die von den Sozialisten geschaffene Nachbarschaftspolizei «Police de proximité», die von Sarkozy abgeschafft wurde. Spötter hatten unterstellt, ihre Aufgabe bestünde vor allem darin, mit den Strolchen in den Banlieues Fussball zu spielen – was auch ausserhalb des Spielfelds im Sinn des Olympique-Marseille-Fans Macron zu zählbaren Resultaten führte. ○



### Brief aus ...

## Peking

Woran erkennt man, dass sich Chinas politische Metropole im Ausnahmezustand befindet? Ein rotes Fahnenmeer entlang der Einfallstrassen empfängt die Funktionäre der Kommunistischen Partei, die heranströmen, um den kühnen Visionen ihres Machthabers Xi Jinping zu applaudieren. Im «Jingyi Hotel», wo ich Quartier bezogen habe, grüsst der an der Drehtür postierte Parteisoldat die Ankömmlinge stramm wie eingeeilte Zinnsoldat. Der groteske Security-Check am Tiananmen-Platz wird am Vortag des Parteikongresses noch pingeliger zelebriert als im grauen sozialistischen Alltag.

Es heisst, die Fabriken hätten ihre Produktion wegen des CO<sub>2</sub>-Ausstosses temporär gedrosselt. Sonnenlicht soll das alle fünf Jahre stattfindende Stelldichein des kommunistischen Hochadels erhellen. Doch der Smog, der wie eine Glocke über Peking hängt, ist ein störrischer Befehlsempfänger. Und Regen kündigt sich an.

Die aus dem Plenarsaal der Kommunistischen Partei dringende Botschaft ist trotzdem unzweideutig: Xi Jinping will den chinesischen Drachen so lange füttern, bis dieser stärker ist als die Konkurrenten im Westen und die umliegenden Mitbewerber zusammen. Das sind starke Worte, gewiss. Doch wer sich in Peking als profaner Tourist bewegt, erkennt unschwer: China befindet sich längst auf der Überholspur.

Das offensichtlichste Merkmal springt jedem Auswärtigen subito ins Auge. Die Chinesen sind nicht nur beeindruckende Akrobaten in der Zirkusmanege, sie sind mutmasslich bereits heute Weltmeister in der Disziplin Smartphone. Ein Überleben in der Millionenmetropole Peking ohne permanente digitale Marschbereitschaft

scheint unmöglich zu sein. Wenn vier Chinesen gemeinsam frühstücken, ist Tischkonversation obsolet, da alle in ihre Mobilgeräte starren oder brüllen. So geht es ganztags weiter, sei es im wuseligen Strassenverkehr, in der vollgestopften Metro oder in den geweihten Tempelanlagen.

Auf dem Campus der Tsinghua-Universität wird ebenfalls mobil hyperventiliert. Mein Sohn, der zurzeit an der hiesigen Rechtsfakultät ein Austauschsemester absolviert, hat nach seiner Ankunft zuallererst sein Handy kampfwertgesteigert. Das Studium kann ohne WeChat, die chinesische Antwort auf die Silicon-Valley-Social-Media, gar nicht erst in Angriff genommen werden. Das war noch anders, als Xi Jinping selber an der Tsinghua-Kaderschmiede studierte. Doch der starke Mann Chinas, der seine Landsleute zu technologischen Innovationen anspricht, sieht es gerne, wenn der Fortschrittsglaube in den Augen des akademischen Nachwuchses blinkt.

Auf dem Campus, den einst Xi Jinping frequentiert hat, ist alles grösser als andernorts. Die Studierenden speisen in vierstöckigen Mensas, sie hausen in spartanischen Wohnkasernen und kurven zu Tausenden auf den per Handy mietbaren Fahrrädern umher, die seit kurzem in Zürich für Verwunderung sorgen.

In Peking stehen diese Velos millionenfach an den Strassenrändern – ohne Licht notabene. Niemand stört sich daran. Alle wollen hier einfach nur vorwärtskommen. Leistung und



Goldene Ära: Xi Jinping.

Innovation zählen in diesem Land des Sozialismus. Wer das Verfahren für die Aufnahme in eine akademische Kaderschmiede überstanden hat, wird in seiner Provinz gefeiert wie ein Popstar.

Ich bin kein Kommunist. Nach meiner Stippvisite in Peking bin ich allerdings Realist genug, um die Kampfansage von Chinas Staatschef Xi Jinping für bare Münze zu nehmen. Allein der Feuereifer, mit dem seine Landsleute digital surfen und shoppen und knipsen und flapsen, zu jeder Tageszeit, in jeder Lebenslage, ist von grosser Symbolkraft. Ein fleissiges Volk hat sich aufgemacht, das Reich der roten Fahnen in eine goldene Ära zu führen. Es müssen nicht alle mitziehen. Doch es sind nicht wenige, die hinter Xi mitmarschieren. Das reicht bei weitem, um die restliche Welt in den Schatten zu stellen. René Zeller

# Endspiel in Katalonien

Kaum einer hätte Spaniens Ministerpräsidenten Rajoy zugetraut, dass er noch durchgreifen würde. Aber dem chronischen Zauderer blieb keine Wahl.

Von Leo Wieland



Schmerzliche Kurskorrekturen: Mariano Rajoy.

Nun hat er also doch zur – politischen – Panzerfaust gegriffen, um die Aufständischen in Katalonien zur Raison zu bringen: Mariano Rajoy, jener chronische Aussitzer, der Mann mit der nervtötenden Engelsgeduld. Viele Spanier hatten dies nicht mehr von ihrem Regierungschef erwartet. Aber der gelernte Liegenschaftsbeamte überraschte sie schliesslich doch. Als wehrhafter Staatsmann entschied er sich, die Sezessionisten mit dem Artikel 155 der Verfassung zu stoppen. Er drohte mit ihrer Absetzung, vorübergehendem demokratischem Ausnahmezustand und Neuwahlen.

Rajoy sass da schon König Felipe, der sein Reich zerbrechen sah, und die mit einer halb-garen Unabhängigkeitserklärung hantierenden «Katalanisten» im Nacken. Es ging um nicht weniger als ein Siebtel des spanischen Territoriums, ein Sechstel der – in der Mitte gespaltenen – Bevölkerung und ein Fünftel der Wirtschaftskraft des Landes.

Der Regierungschef, der seit 2011 im Amt ist, hätte es auch eine Nummer kleiner haben können. Denn Artikel 155, der in der vierzigjährigen Geschichte des spanischen Rechtsstaats noch nie angewandt wurde, lässt Spielraum. Doch den hatte Rajoy am Ende nicht mehr: Allzu lange hatte er gezögert, hatte er jede Provokation und jeden Gesetzesbruch in Barcelona mit einem Stossgebet hingenommen.

Rajoy ist Galicier, so wie es der General Francisco Franco war: ein kühler Kalkulierer aus dem Norden. Die beiden, der Demokrat und der Diktator, haben ausser der Herkunft nichts gemein, wenigstens nicht politisch. Aber die Galicier von der atlantischen Küste, von denen einige inzwischen auch der separatistische Hafer sticht, sind ein besonderer Menschen-schlag: listig, zögerlich, undurchsichtig und notfalls eisern. Die übrigen Spanier sagen von ihnen, dass man nie genau wisse, ob ein Galicier die Rolltreppe hinauf- oder hinunterfährt. Da steckt ein Element der Unberechenbarkeit dahinter, des klammheimlichen Vergnügens, die anderen zappeln zu lassen und dann unerwartet aus der Deckung zu kommen.

Dass sich der 62 Jahre alte Graubart auf all diese Künste versteht, hat er zumindest partei-intern schon oft unter Beweis gestellt. In seiner konservativen Volkspartei servierte der Parteichef potenzielle Rivalen ab wie einst Helmut Kohl in der deutschen CDU. Alle hören auf sein Kommando. Die sanfte und verbindliche Stimme des passionierten Radfahrers und entwöhnten Zigarrenrauchers aus der Apostelstadt Santiago de Compostela täuscht kaum jemanden, der ihn kennt. Er selbst wiederum kennt in der spanischen Politik fast jedes Amt, jede Konstellation und jeden Winkelzug. Er bekleidete diverse Ministerämter, war Parteisoldat und

vor allem Vertrauter und Krisenmanager seines konservativen Vorgängers José María Aznar.

Der hatte längst die Geduld mit seinem Zögling verloren, als er 2004 abtrat. Zu weich erschien er ihm. Aznar hatte die Wahl zwischen zwei Kronprinzen: Rajoy und «Wirtschaftswunderminister» Rodrigo Rato. Doch trotz allen Bauchgrimmens entschied er sich für Ersteren – ein guter Schritt, wie sich mittlerweile herausstellte: Rato, den eine masslose Geldgier umtrieb, erwartete wegen Steuerhinterziehung und anderer Delikte ein Prozess und wahrscheinlich das Gefängnis.

## Unhaltbare Versprechungen

Die Wahl 2004 sollte für den Wunschkandidaten Rajoy eigentlich ein Spaziergang werden. Doch die Madrider Islamisten-Attentate und eine ziemlich infame Rufmordkampagne der Sozialisten brachten stattdessen deren Führer, den naiven José Luis Rodríguez Zapatero, ins Amt. Er ist zum Teil daran schuld, dass dem Separatismus durch unkluge Konzessionen und verfassungsrechtlich unhaltbare Versprechungen Vorschub geleistet wurde.

Aber auch Rajoy, der in der grossen Finanzkrise den Bankrotteur Zapatero ablöste und ebenso schwierige wie schmerzliche Kurskorrekturen vornahm, hat in Sachen Katalonien lange schmählich versagt. Monoman auf die Wirtschaft, die «Rettung» Spaniens und die Sanierung der Banken konzentriert, liess er die «Katalanisten» auf den Strassen und in den Ämtern tanzen. So eskalierte der Konflikt in einem solchen Mass, dass der Premier nun angesichts eines veritablen Staatsstreichversuchs in Barcelona zu den äussersten Mitteln greifen muss.

Das Endspiel in Katalonien geht derweil in die Verlängerung. Wenn der katalanische Ministerpräsident Carles Puigdemont nicht vom Abgrund zurücktritt, wird der spanische Senat zum Wochenende seine Absetzung verfügen. Der radikale Wuschelkopf hätte noch eine Möglichkeit auszuweichen, nämlich selbst Neuwahlen anzusetzen. Doch falls er das mit einer einseitigen Unabhängigkeitserklärung und einem entsprechenden Votum in seinem Parlament verbindet, ist er bald unrühmliche Geschichte. Er hätte es dann geschafft, dass Rajoy de facto auch in Katalonien regiert und allein die Kammer auflösen und Wahlen bestimmen kann. Kommt es weder zu einer Revolution noch zu einem Bürgerkrieg, will Rajoy das auch binnen sechs Monaten tun. ○

# Dank «Rocket Man» zum Wahlsieg

Von Hansrudolf Kamer — Mit einem gutorganisierten Wahlmanöver hat sich der japanische Ministerpräsident Shinzo Abe politisch Luft verschafft. Er kann weiter aufrüsten.



Die beste Verteidigung ist der Angriff. Im Gegensatz zur britischen Regierungschefin, die mit einem ähnlichen Schachzug gescheitert war, sicherten sich die

Liberaldemokraten (LDP), die Partei von Shinzo Abe, zusammen mit ihrem Koalitionspartner Komeito erneut eine Zweidrittelmehrheit im japanischen Unterhaus.

Die Taktik zahlte sich voll und ganz aus. Der Wahlkampf dauert gerade einmal zwölf Tage, und die Japaner gingen trotz sintflutartigem Regen und starken Winden – Ausläufer des Taifuns «Lan» – an die Urnen. Die Wahlbeteiligung lag etwas höher als bei den letzten Wahlen im Jahr 2014. Für den 63-jährigen Abe stehen die Aussichten gut, dass er vier Jahre weiterregieren kann. Er wäre dann der am längsten amtierende Regierungschef Japans seit der Niederlage im Zweiten Weltkrieg.

Im Laufe des Sommers war er in Bedrängnis geraten, als zwei Skandale in den japanischen Medien breites Echo fanden. Ihm wurde vorgeworfen, einen Freund begünstigt zu haben, der so eine Veterinärsschule in einer wirtschaftlichen Sonderzone eröffnen konnte. Ausserdem soll Abe zu Vorzugspreisen Land für eine nationalistische politische Gruppe gekauft haben, die mit seiner Frau verbunden ist.

Die Umfragewerte gingen in den Keller. Bei den Lokalwahlen im Juli verlor die LDP in Tokio die Hälfte ihrer Sitze. Auf Shinzo Abe wurden erste Schwanengesänge angestimmt. Er entschloss sich zur Flucht nach vorne und kündigte Ende September vorgezogene Unterhauswahlen an.

Der Erfolg gibt ihm recht, obwohl es zunächst nicht danach ausgesehen hatte. Kurz nach der Bekanntgabe des Wahldatums hatte die als charismatisch beschriebene Gouverneurin von Tokio, Yuriko Koike, ihre neue «Partei der Hoffnung» aus der Taufe gehoben und mitgeteilt, sie werde bei den Wahlen in allen nationalen Wahlkreisen antreten.

Bei der Hoffnung blieb es. Koike nahm vor allem der Opposition Stimmen weg, was bei den Majorzwahlen erheblich ins Gewicht fiel. Und so musste eine zerknirschte Parteiführerin ihre Niederlage unumwunden einräumen.

Profitiert hatte der Regierungschef aber vor allem von der Grosswetterlage. Das Säbelras-

seln des nordkoreanischen Diktators Kim Jong Un und die Raketen, die er über die Insel Hokkaido hinweg in den Pazifik zischen liess, lieferten Abe eine Steilvorlage. Kein Tag verging im Wahlkampf, in dem Abe nicht auf die nordkoreanische Gefahr aufmerksam gemacht hätte.

Bereits zum 70. Jahrestag der japanischen Verfassung im Mai hatte Abe erklärt, die wachsende Bedrohung der Sicherheit Japans, die rapide alternde Bevölkerung und die Notwendigkeit einer wirtschaftlichen Erneuerung machten eine Änderung des Grundgesetzes notwendig. An diesem Projekt arbeitet er seit 2006, als er zum ersten Mal Regierungschef wurde.

Verfassungsänderungen müssen von zwei Dritteln der Abgeordneten gutgeheissen werden. Dann folgt eine Volksabstimmung. Die Meinungen sind hier noch nicht gemacht, aber die parlamentarische Behandlung ist einfacher geworden, weil auch die Partei von Koike für die geplante Korrektur eintritt.

Artikel 9 hält fest, dass Japan keine militärischen Streitkräfte unterhält, um sicherzustellen, dass es nie Krieg führe. In der Realität wird das japanische Militär aber bereits seit den fünfziger Jahren des letzten Jahrhunderts laufend modernisiert, und das Land hat bereits heute eine sehr schlagkräftige Streitmacht.

Im Jahr 2014 hatte die Regierung Abe bereits eine Neuinterpretation der Verfassung durch-

gesetzt, die es gestattet, im Konfliktfall Alliierten zu Hilfe zu kommen. Der neue Verteidigungsminister Itsunori Onodera meinte vor kurzem, sie würde es Japan erlauben, beispielsweise eine nordkoreanische Rakete abzuschliessen, wenn eine solche auf dem Weg zur amerikanischen Pazifikinsel Guam unterwegs wäre. Auch werde die Regierung demnächst über militärische Präventivschläge auf Ziele in Übersee beraten.

## Fehlende Offensivwaffen

Letzteres stellte Shinzo Abe routiniert in Abrede – diesbezügliche Pläne gebe es nicht. Aber auch er erklärte, dass die eskalierende Bedrohung von Seiten Chinas und Nordkoreas die japanischen Verteidigungsrichtlinien obsolet gemacht habe. Gleiches wird im jüngsten Weissbuch zur Landesverteidigung festgehalten.

In diesem Kontext wird die Verfassungsänderung relevant, denn sie würde die Anpassung an die neue Sicherheitslage erleichtern. Nach dem Zweiten Weltkrieg genügte Japan die amerikanische Nukleargarantie. Doch indem China es zulies, dass Nordkorea Atomwaffen herstellte, änderte sich die Ausgangslage dramatisch.

Niemand weiss, wie sich der erratische Jungdiktator in einer ausgewachsenen Krise verhält und ob Amerika nach einem Angriff auf Tokio zurückschlägt, wenn es damit San Francisco gefährdet.

Noch fehlen Japan Offensivwaffen wie Marschflugkörper oder nuklearfähige Bomber. Doch kann Shinzo Abe diese in Amerika einkaufen. Präsident Trump würde sie gerne liefern. Und über spaltbares Material verfügt Japan seit langem.



Die Taktik zahlte sich aus: Japans Ministerpräsident Abe.

# Lissabons schüchterner Aufschwung

Immobilien-Boom, Tourismus-Boom, Prominenten-Boom: Portugal überwindet die Krise, und seine Hauptstadt ist Europas neue Kult-Metropole. Wenn das nur keine Scheinblüte ist.

Von Leo Wieland

Lissabon ist nicht nur in. Es ist, um ein Wort zu prägen, sogar «inissimo». Spätestens seit Popstar Madonna mit Moped und Strohhut durch die Strassen der portugiesischen Hauptstadt rollte, hat nach der bleischweren Krise der dritte Boom seinen vorläufigen Zenit erreicht: der Promi-Boom als Begleiter des Immobilien- und Tourismus-Booms. Alle drei greifen ineinander und helfen, das unverändert ärmste Land Westeuropas langsam aus den wirtschaftlichen und psychologischen Trauerklängen der Fado-Musik zu heben.

## «Es ist fabelhaft»

Der seit zwei Jahren regierende Sozialist António Costa, dessen Minderheitsregierung erstaunlich gelassen von gleich zwei vorgestrigen kommunistischen Parteien geduldet wird, kann sein Glück kaum fassen. Er, der im Wahlkampf erfolgreich das Schimpfwort «Austerität» gegen die «Rechten» benutzte, profitiert von einer Verkettung günstiger Umstände. Doch der Dreifachboom ist flüchtig und nicht unbedingt nachhaltig.

Ob Scheinblüte oder nicht, im melancholischen Lusitanien ist die Grundstimmung zurzeit wieder positiver. Madonna kam im Sommer, weil ihr Adoptivsohn David Banda hier Fussball spielen lernen sollte. Der elf Jahre alte schwarze Junge, der es im – relativ – farbenblinden Portugal sicherlich leichter hat als anderswo, kickt nun in der Jugendabteilung von Benfica. Er war mit seiner Mama auch im Estádio da Luz, als Portugal die Schweiz besiegte und sich für die Fussball-WM qualifizierte. Die Pop-Diva hatte sich dekorativ in eine Fahne ihres Adoptivlandes gewickelt und hernach ihre Follower wissen lassen: «Ich lebe in Lissabon, und es ist fabelhaft.»

Zuvor hatte sie geschafft, was reiche Chinesen, Brasilianer und Südafrikaner, wie auch verunsicherte Türken, schon getan hatten – oder noch vorhaben. Sie hatte sich eine unbegrenzte Aufenthaltsgenehmigung für Portugal gesichert. Eine solche ist für viele vermögende Nichteuropäer durchaus erschwinglich. Ein sogenanntes goldenes Visum erhält, wer entweder eine Immobilie im Wert von mindestens einer halben Million Euro erwirbt oder aber durch die Investition einer Million zehn Arbeitsplätze schafft. Vor allem Chinesen haben bislang diese Chance genutzt. Es ist für sie eine Art Lebensversicherung im Ausland. Für ihre Kinder hat es den erfreulichen Nebeneffekt, dass sie im ganzen Schengen-



Prominente Einwanderer: Madonna.

Raum Zugang zu guten Schulen und Hochschulen bekommen.

Madonna wohnt vorerst noch im Hotel. Vorsichtshalber hat sie dort einen ganzen Flügel mit Beschlag belegt, damit der kleine David auch im Flur den Ball treten kann. Sie ist aber auch schon auf Wohnungssuche und soll in Sintra – dort steht auf einem Berg, halb Neuschwanstein, halb Disneyland, ein Schloss verblichener Könige – für mehrere Millionen einen alten Palazzo gekauft haben. So sicherte

## Es sind vor allem ausländische Investoren, die den Aufschwung beleben.

sich die Sängerin eine VIP-Behandlung durch die zuständige Ministerin Constança Urbano de Sousa. Sie überreichte der – diesmal umweltfreundlich mit einer Elektrolimousine vorgefahrenen – Amerikanerin ihre Aufenthaltserlaubnis persönlich.

Die goldenen Visa haben Portugal inzwischen mehrere Milliarden Euro eingetragen, obschon sie von den strengen Finanz-Schäubles der übrigen EU-Länder mit Stirnrunzeln betrachtet werden. Dazu kommt – noch mehr Stirnrunzeln –, dass der Geldsegen ergänzend von europäischen Rentnern gestützt wird. Bis zu zehn Jahre lang brauchen sie für ihre Pensionen keine Steuern zu bezahlen, wenn sie ihren Wohnsitz nach Portugal verlegen. So sagten nicht nur viele Schweden dem Finanzamt ihres «Volksheims» adieu, sondern vor allem Tausende von Franzosen auf der Flucht vor François Hollandes Steuererhöhungen. Sie

konzentrieren sich an der westlich von Lissabon gelegenen portugiesischen Riviera, die vom Ufer des Tejo bis in das frühere Fischerdörfchen Cascais reicht.

Entsprechend haben sich die Immobilien nach dem grossen Crash vor zehn Jahren in einem Mass verteuert, das über die Steigerungsraten der meisten anderen EU-Länder hinausgeht. Die Modestadt Lissabon, wo dennoch aus alten Villen bisweilen noch im vierten Stock Unkraut aus den Fenstern wächst wie Haare aus der Nase, ist der Brennpunkt des Kauf- und Mietandrangs. Allein in diesem Jahr wird der Wertzuwachs auf stolze 25 Prozent geschätzt. Aber auch das etwas verschlafener Porto im Norden und die Algarve im Süden halten mit. Wieder sind es vor allem ausländische Investoren, die den Aufschwung beleben.

Flankierend bereitet der Tourismus-Boom der Staatskasse Freude. Ihn verdankt Portugal wesentlich der Tatsache, dass noch keine islamistischen Terroristen gesichtet wurden. Portugal zieht so seinen Gewinn aus der massiven Weigerung insbesondere europäischer Ferienreisender, die Türkei, Ägypten oder die Maghreb-Staaten zu besuchen. Seit dieser Krisenbogen gemieden wird, entdecken die Touristen wieder Portugal. Doch das ist häufig nur vorübergehender Billigtourismus. Und die Kreuzfahrtschiffe, die neuerdings in Lissabon anlegen, haben zwar Nischen-Entrepreneure mit knatternden Tuk-Tuk-Taxis hervorgebracht. Ansonsten hinterlassen die Landgänger in der Stadt aber eher leere Plastikflaschen als Bargeld.

Die kombinierten Einnahmen aus Immobilien, touristischen Dienstleistungen und gesteigerten Exporten läppern sich dennoch zusammen, so dass das Bruttoinlandprodukt (BIP) in diesem Jahr um mehr als 2 Prozent wachsen dürfte. Das ist eine gute Nachricht nach den mageren Jahren mit ökonomischem Zusammenbruch und schmerzlicher finanzieller Roskur.

Das ohnehin schwächliche portugiesische Wirtschaftsmodell als «verlängerte Werkbank» ausländischer Firmen war im Zug der EU-Erweiterung durch deren Abwanderung nach Osten ins Wanken geraten. Der sozialistische Ministerpräsident José Sócrates, der von 2005 bis 2011 mehr schlecht als recht die Geschäfte führte, entzündete nach überkommenen Rezepten mit Milliarden Staatsinvestitionen nur Strohfeuer. Er scheiterte krachend, als



Abseits des Terror-Krisenbogens: Altstadt von Lissabon.

Staatsschulden, Haushaltsdefizit und Risikoauflschläge durch das Dach gingen.

### Neue, prekäre Jobs

In höchster Not musste er die Partner um Hilfe bitten. Die Europäische Union und der Internationale Währungsfonds retteten Portugal mit einer Finanzspritze von 78 Milliarden Euro vor dem Staatsbankrott. Sócrates musste weichen. Sein konservativer Nachfolger Pedro Passos Coelho brachte dann gemäss den Auflagen der Troika die Finanzen mit strikter Sparpolitik wieder einigermaßen in Ordnung. Nach vier Jahren wurde er dafür aber prompt von den Wählern abgestraft. Seine Partei blieb zwar die stärkste Kraft und erhob Anspruch auf die Regierungsbildung. Der clevere Costa, vormals Bürgermeister von Lissabon, überraschte jedoch mit einer seit der Nelkenrevolution von

1974 nie mehr zustande gekommenen Allianz mit den Kommunisten.

Seitdem versteht er es, mit seiner Budgetpolitik auf Messers Schneide zu tanzen, aber das Haushaltsdefizit doch noch unter der «Maastricht-Grenze» von 3 Prozent zu halten. Er ist beliebt, weil er den Portugiesen neue Feiertage, weniger Wochenarbeitsstunden und Lohnerhöhungen im öffentlichen Dienst beschert hat. Bei der Verbesserung der realen Wettbewerbsfähigkeit des Landes hapert es jedoch. Zwar ist die Arbeitslosigkeit gesunken. Die neuen Jobs – viele im Gastgewerbe wie im benachbarten Spanien – sind aber prekär: Zeitverträge mit niedrigen Löhnen. Beides treibt noch immer vor allem qualifizierte junge Portugiesen ins Ausland.

Doch weil die Sorgen anderswo, etwa in Griechenland, Italien oder Frankreich, gravie-

render anmuten, rühmt Portugal sich der frischgewonnenen politischen und wirtschaftlichen Stabilität. Der unerschütterlich freundliche Premier Costa hat Routine darin, alle Schwierigkeiten und Zweifel wegzulächeln: die Staatsschulden, die im Vorjahr auf über 130 Prozent des BIP angewachsen sind, die nach spektakulären Pleiten (Espírito Santo) noch immer gefährlich fragile Bankenszene und auch die verheerenden Waldbrände des Sommers, bei denen mehrere Dutzend Menschen ums Leben kamen. Geschehen ist seitdem auf dem Gebiet der Prävention wie immer nichts.

### Feuerteufel

In Portugal verbrannten in diesem Jahr mehr Hektaren als im ganzen übrigen Europa zusammengenommen, obwohl es auch in Spanien, Frankreich und Griechenland heftig loderte. Die Wälder werden selten gepflegt und bewirtschaftet. Die Feuerwehr mit ihren beschränkten Mitteln muss regelmässig lokale Anwohner um Hilfe bitten. Die Ursache der Brände sind in den meisten Fällen Brandstiftung, Racheakte, Gedankenlosigkeit und auch handfeste Interessen wie Spekulation mit Baugrund.

Doch das wird im konfliktscheuen Portugal nur sehr vorsichtig diskutiert. In den Medien ist gewöhnlich erst einmal von natürlichen Ursachen wie Blitzschlag oder Selbstentzündung durch Sonneneinstrahlung auf Glasscherben die Rede. Doch dieser ominöse Blitz hatte entweder ein Feuerzeug oder eine Zigarette in der Hand. Und weil die Brände gern in der Nacht gelegt werden, kann es schwerlich an der Sonne gelegen haben. Nein, über hundert Feuerteufel haben vor zwei Wochen wieder aus ungeklärten Gründen zugeschlagen – und im nahen spanischen Galicien noch einmal hundert weitere.

Es gäbe also noch viel zu tun in diesem attraktiven Land, das vor Madonna schon andere prominente Einwanderer angelockt hat – die Schauspieler John Malkovich, Michael Fassbender und Monica Bellucci sowie die Designer Christian Louboutin und Philippe Starck.

Einer hat – ausser zur grossen Pleite – hingegen nichts zum Aufschwung beigetragen: Ex-Premier Sócrates. Die Staatsanwaltschaft hat ihn nach dreijährigen Ermittlungen und neun Monaten Untersuchungshaft nun der Korruption, Geldwäsche, Steuerhinterziehung und Dokumentenfälschung beschuldigt.

Einen Teil der angeblich 24 Millionen Euro, die er über schwarze Kanäle für den einen oder anderen Gefallen für grosse Bauunternehmer eingestrichen haben soll, «investierte» er in eine Luxuswohnung in Paris. Von dort einfliegend, wurde er auf dem Lissabonner Flughafen festgenommen. Nachfolger Costa besuchte ihn anfangs noch im Gefängnis. Nun scheint der Prozess zustande zu kommen, von dem das Gros der Portugiesen annahm, dass ein solcher niemals unter einer sozialistischen Regierung durchgeführt werden würde. ○



SponsoringPartner der  
Esmeralda Charity  
Golfturnierserie



Medienpartner  
Golf LEADER  
Magazin



**SOMNUS IV** Bettbasis. **EATON** Kopfhaupt.  
Design: Soda Designers - Nasrallah & Horner  
Infos: WITTMANN AG, Tellstrasse 94, CH-5004 Aarau, Tel. 0041 56 221 35 50  
info@wittmann.ch, www.wittmann.ch. Fördermitglied der **vsi.asai**.

ein echter **WITTMANN**

# Zwischen Asphalt und Konsole

Computerspiele schaffen immer realistischere Welten. Das zeigt der neue Rennsimulator «Gran Turismo Sport» von Sony. Doch das Adrenalin fließt erst im Cockpit eines echten Sportwagens so richtig. Ein Erlebnisbericht von Florian Schwab

Zunächst ein Geständnis: Der Autor dieser Zeilen hat seit zehn Jahren kein Computerspiel gespielt und ist auch noch nie auf einer echten Rennstrecke gefahren. Bis am letzten Montag, «Gran Turismo» sei Dank.

«Gran Turismo» (kurz GT) ist so etwas wie der Zellkern des italienischen Rennsports. Der Begriff wird verwendet für hemmungslos schnelle Sportwagen, die auch auf normalen Strassen *bella figura* machen: feuerrote Ferraris oder knallige Lamborghinis, mit denen der Fahrer jeden Tunnel in einen Konzertsaal für Motorensound und jede Landstrasse in den Nürburgring verwandeln kann.

Erfinder des Gran Turismo ist Alfa Romeo, welche 1928 erstmals ein Auto so benannte. Berühmt-berüchtigte Bekanntheit erlangte GT aber erst durch die legendären italienischen Strassenrennen, wie beispielsweise die Mille Miglia, welche zwischen 1927 und 1957 ausgetragen wurde (und im Durchschnitt jedes Mal zwei Menschenleben forderte).

## Von Enzo Ferrari zu Kazunori Yamauchi

Wir reisen nach Modena, wo der Mythos Gran Turismo seine Ursprünge hat. Hier, in dem italienischen Städtchen zwischen Bologna und Florenz, hat Enzo Ferrari (1898–1988), der italienischste aller Motorsport-Tycoons, im Jahr 1928 seinen Rennstall Scuderia Ferrari aus der Taufe



Ursprung des Mythos Gran Turismo: Modena.

gehoben. Ab 1946 stellte Ferrari im nahegelegenen Maranello zusätzlich Sportwagen für den Strassengebrauch her. Und in Modena hat die Firma Maserati ihren Sitz, welche mit dem Maserati Gran Turismo der Italianità am Gaspedal einen furiosen, weltbekannten Botschafter geschenkt hat.

Neben farbenprächtigen italienischen Militäruniformen – Modena ist Standort einer der wichtigsten Offiziersakademien des Landes – wimmelt das mittelalterliche Stadtzentrum von Computerspiel-Aficionados und auffallend vielen Japanern im Business-Look. Auf der

Piazza Roma stehen futuristisch anmutende, kugelförmige weisse Riesenzelte. Darin zahlreiche Playstation-Konsolen. Sony hat zur Vorstellung der neuesten Version seines Playstation-Spiels «Gran Turismo», «Gran Turismo Sport», kurz «GT Sport» geladen.

Der Erfinder des Spiels, Kazunori Yamauchi, Senior Vice President bei Sony Interactive Entertainment, ist nach Modena gekommen. Wie weiland Enzo Ferrari vom technischen Fortschritt beseelt war, so ist es auch Kazunori Yamauchi. Seit zwei Jahrzehnten arbeitet er daran, Computersimulationen im Rennsport immer näher an die Realität heranzuführen. Am neuen «Gran Turismo Sport», erzählt er, hätten fast zweihundert Entwickler, Mathematiker, Physiker und Designer fast vier Jahre lang getüftelt. Das Budget habe beinahe hundert Millionen US-Dollar betragen. Kein Zweifel, der virtuelle Rennsport ist ein Massengeschäft. Rund achtzig Millionen Menschen spielten letztes Jahr allein «Gran Turismo».

Im Inneren der weissen Zelte sitzen Spieler in den Hartschalensitzen. In einer Ecke ein Italiener, der eine Virtual-Reality-Brille um den Kopf geschnallt hat, ein Gerät mit dem Aussehen einer überdimensionierten Taucherbrille, das 3-D-Bilder in die Augen des Fahrers projiziert. Sein Fuss wechselt hektisch zwischen Gas und Bremse, die Hände halten das Lenkrad fest umklammert. Ab und zu ein Ausruf: «Mazzolo!» Als die Simulation fertig ist, reißt er sich die VR-Brille vom Kopf, läuft zu einem Kollegen und ruft: «Das musst du probieren!»

Doch wie realistisch ist der neue Rennsport-simulator aus Japan wirklich? Wir nehmen Mass auf echtem Asphalt. Im Motodromo di Modena fahren wir einen Mercedes-AMG GT C, angetrieben von einem 557 PS starken V8-Biturbo-Motor. Der technische Parcours ist so angelegt, dass das Auto seine Kraft voll ausspielen muss. Zuerst Beschleunigung mit abruptem Bremsen auf gerader Strecke. Die 557 Pferde treiben die über 1600 Kilogramm mühelos voran (laut AMG in 3,7 Sekunden von 0 auf 100 km/h), unter wunderbar abgeklärtem Dröhnen. Ab der ersten Millisekunde rumoren die Fliehkräfte in Bauch- und Lendengegend. Dann ein wenig Slalom. Wer hier übertreibt, wird vom ausbrechenden Heck bestraft: Adrenalin!

Wie fühlt sich im Vergleich dazu der Simulator an? Mit der VR-Brille in Verbindung mit Playstation-Lenkrad und -Gaspedal sowie einem Kopfhörer für den Sound kapseln wir uns von der Aussenwelt ab. «Gran Turismo Sport»

versetzt uns auf die Rennstrecke am Lago Maggiore, eine von siebzehn aus der Wirklichkeit übernommenen Arenen. Als Auto wählen wir einen Ferrari 458 Italia GT3 Jahrgang 2013. Die optische Erfahrung ist atemberaubend: In fotografischer Detailtreue ziehen Cockpit und Landschaft vor dem Spieler auf. Kleinste Bewegungen des Kopfes werden in die virtuelle Welt übersetzt. Links das Fenster, rechts der Beifahrersitz. Man möchte ihn berühren und stösst ins Leere.



Fotografische Detailtreue: «Gran Turismo Sport».

Der Bolide stürmt los. Realistischer Sound. Doch schon in der ersten Kurve hat uns die Realität wieder: Das war viel zu schnell! Das Auto fliegt in die Bande. Das Lenkrad dreht und vibriert wie wild, als verlöre man die Kontrolle. Aber der Sitz bleibt unbeweglich. Fünf Sekunden später steht das Auto wieder auf der Fahrbahn, als wäre nichts gewesen. Neuer Versuch.

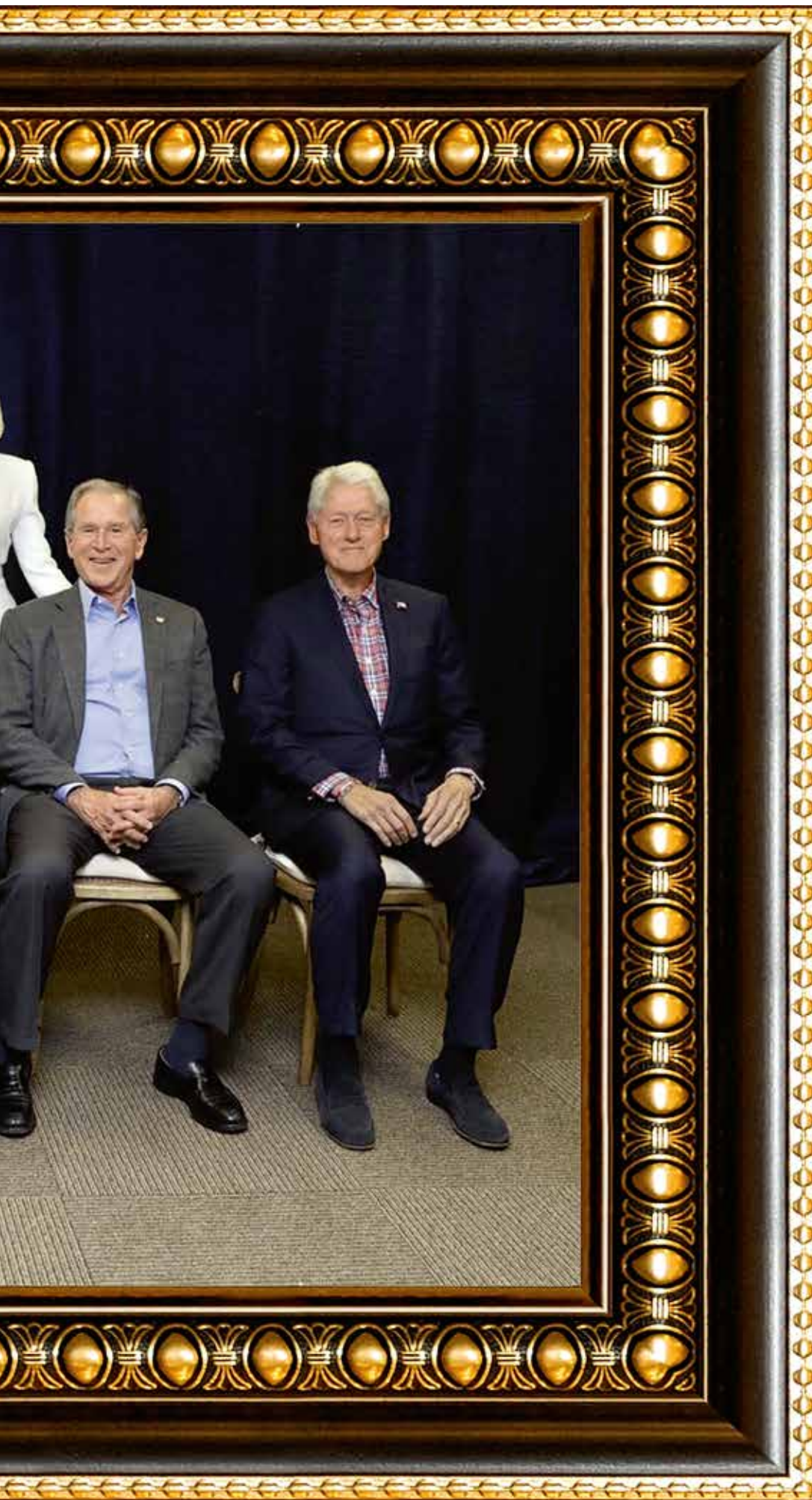
Erst mit zunehmendem Training bekommt man ein Gefühl für die Geschwindigkeiten und schafft die Rennstrecken, ohne aus der Kurve zu fliegen. Die physikalischen Gesetze der Realität sind in unerbittlicher Exaktheit in das Computerprogramm übertragen, so dass echte Hobby- und Amateurrennfahrer schwören, die Playstation-Simulation sei ein hervorragendes Trainingsmittel. Der Erfinder des Spiels, Kazunori Yamauchi, ist in der Realität ein begeisterter Rennfahrer.

Auch ein Stück Schweiz fährt bei «GT Sport» mit: Die Uhrenmarke TAG Heuer ist erstmals der offizielle Timekeeper des Playstation-Spiels. Jean-Claude Biver, Chef von TAG Heuer, erklärt, dass sein Haus beabsichtige, die verlorene Pole-Position im Motorsport zurückzuerobieren. Er erinnert daran, dass Jack Heuer der erste Uhrensponsor in der Formel 1 gewesen sei und dass die meisten Formel-1-Piloten und Ferrari-Rennautos «von Anfang an mit Heuer-Uhren und dem Namen «Heuer» auf der Nase herumgefahren sind». Hier in Modena verschmilzt Geschichte mit Gegenwart und das Reale mit dem Virtuellen. ○



Scherz und Schulterschluss: Sängerin Lady Gaga mit US-Präsidenten Carter, Obama, George H.W. Bush, George W. Bush und Clinton (v. l.).





Ikone der Woche

## Gruppenbild mit Dame

Von Claudia Schumacher

Die einzige Person, die auf diesem Bild die Contenance wahrt, ist Lady Gaga. Die Jungs grinsen derweil verschmitzt bis geschmeichelt, Barack Obama fällt George H. W. Bush beinahe auf den Schoß, so gerne wäre er der Pop-Ikone etwas näher. Das Bild der strengen Lady Gaga mit den albernen US-Präsidenten ist nicht nur absurd, es ging in den letzten Tagen auch viral, weshalb wir es in einen goldenen Rahmen fassen: Die fünf noch lebenden ehemaligen US-Präsidenten, vereint für das von Wirbelsturm Harvey gebeutelte Texas – das ist doch was. Dass die demokratisch gesinnte Lady Gaga hinter den Bushs steht und nicht bei ihrem Kumpel Obama, passte zum überparteilichen Gedanken des Abends. Kein Star wäre geeigneter gewesen, dem Spendenanlass am 21. Oktober als Schutzpatronin beizuwohnen, als die 31-jährige New Yorkerin mit der naturgewaltigen Stimme und dem Hang zur grandiosen Wiederauferstehung.

### «Wir kümmern uns um diese Kinder!»

Drei ihrer dramatischeren Hymnen bewerte die Sängerin aus ihrem Persönchen heraus: «Million Reasons», «The Edge of Glory», «Yoü and I». Die Ex-Präsidenten in der ersten Reihe waren beim Konzert sichtlich gerührt; in Bill Clintons Augen glänzten Tränen. Wenn Lady Gaga zwischendurch über die Traumata der Hurrikanopfer sprach, merkte man, dass sie wusste, wovon sie sprach: 2013 hatte der Aufstieg zum Hyperstar die Künstlerin in eine medikamentierte Depression getrieben. An diesem Abend bot das doppelt anklingende Trauma Grund zur Hoffnung, sahen doch alle live, zu welcher Kraft Totgesagte zurückfinden können. «Wir kümmern uns um diese Kinder, die jetzt an posttraumatischen Störungen leiden!», betonte Lady Gaga; sie selbst spendete eine Million Dollar. Das One America Appeal Concert wäre aber nicht halb so amerikanisch-schön gewesen, hätte die Sängerin den Ernst der Veranstaltung nicht mit ihren schelmischen Entertainerqualitäten gebrochen: Mal wagte sie mit diesem, mal mit jenem im Publikum einen Scherz oder Schulterchluss. Trump war physisch abwesend, symbolisch aber präsent: Die fünf Ex-Präsidenten hätten wohl ohne gemeinsames Feindbild nicht zum Kollektiv gefunden. Obama und Bush junior hatten Trumps Politik erst wenige Tage zuvor öffentlich kritisiert. Apropos Totgesagte: Auch George W. Bush gilt seit dem Trauma der Trump-Wahl wieder als salonfähig; Obama lachte an diesem Abend sogar über einen Witz von ihm, hinter Bill Clintons Rücken.

# Millionär Luther

Vor 500 Jahren schlug Martin Luther seine 95 Thesen an das Hauptportal der Kirche in Wittenberg. Damit begann sein Aufstand gegen die Geschäftemacherei mit dem Seelenheil. Dass der grosse Reformator selbst auch Unmengen von Geld gescheffelt hat, wissen die wenigsten. *Von Hans Conrad Zander*

Aus den Forschungen des evangelischen Theologen Martin Treu geht zuverlässig hervor, dass der Reformator in seinen letzten Lebensjahren «einer der reichsten Männer von Wittenberg» geworden war. Bei seinem Tod hinterliess er Grundstücke, Häuser, silberne Pokale, goldene Schmuckstücke und Medaillen im Wert von insgesamt 9000 Gulden. Das sind, umgerechnet in Franken, etwa 3,5 Millionen.

Multimillionär Martin Luther! So wird sie zu Ende gehen, die Geschichte von Luther und dem Geld. Aber begonnen hatte sie, am 31. Oktober 1517, radikal anders. Mit jener Aufwallung des Zorns, für die es nur einen biblischen Vergleich gibt: Eine Peitsche, berichtet der Evangelist Johannes, habe Jesus genommen und habe sie, alle die Geschäftemacher, aus dem Tempel Gottes gejagt. So leidenschaftlich war auch Luthers Zorn über den Ablassprediger Johannes Tetzel und dessen skandalöse Sprüche: «Wenn das Geld im Kasten klingt, die Seele in den Himmel springt.»

Dabei hatten Luther und Tetzel durchaus etwas gemein. Beide waren Bettelmönche. Bettelmönch aus dem Bettelorden der Augustiner war Luther, Bettelmönch aus dem Bettelorden der Dominikaner war Tetzel. Bettelmönch gegen Bettelmönch im Streit über Gott und das Geld.

Die protestantische Polemik hat aus dem Ablassprediger Tetzel einen mittelalterlichen Finsterling gemacht. Auch im ökumenischen Bilderbuch steht er heute am Pranger als der eigentlich Schuldige an der Spaltung der Christen.

## Moralische Empörung

In Wirklichkeit war Tetzel alles andere als ein mittelalterlicher Bösewicht. Wie er mit prächtigem Gefolge von Stadt zu Stadt fuhr, überall mit Glockengeläut jubelnd empfangen wurde, wie er aufdringliche Seelenmassagen mit raffinierten Finanztechniken zu kombinieren wusste, war Tetzel eher ein katholischer Vorläufer der modernen protestantischen Fernsehprediger in Amerika. Luther hat ihn als «Hans Wurst» verspottet. «Hanswurst» ist das alte deutsche Wort für jene, die sich heute lieber «Comedian» nennen. Sein Ablass, brüstete sich Tetzel, wirke so stark, dass selbst einer,

der die Jungfrau Maria vergewaltigt habe, dank seinem Ablasszettel in den Himmel komme. Und die blödsinnige Menge lachte ihm zu, wie sie heute den Comedians zulacht. Nein, eine mittelalterliche Figur war der Ablassprediger Tetzel nicht. Er war im Gegenteil seiner Zeit voraus, der Archetyp des modernen Medienstars.

Martin Luther war völlig anders. Ähnlich wie zuvor in dem Florentiner Bussprediger Savonarola ist in Martin Luther der religiöse Ernst des Mittelalters gegen die anbrechende Neuzeit noch einmal aufgestanden. Nichts hatte er im Sinn als Gott, die Wahrheit und das Heil der Seele.

Spätes Mittelalter im Kampf gegen frühe Moderne. Gesiegt hatte, wie zu erwarten, das Mittelalter. Luther hat gesiegt, weil es ihm gelang, gegen Tetzel die stärkste Waffe aufzubieten, die ein Mensch, nächst der körperlichen Gewalt, gegen einen andern Menschen einsetzen kann: die moralische Empörung.

Was hätte Tetzel nicht alles Luther entgegenhalten können! Geld ist ja etwas Gutes, Geld ist so begehrenswert, dass die schlimmsten Sünden, die übelsten Verbrechen um des Geldes willen begangen werden. Und da will uns Luther weismachen, wir seien «Sola Dei gratia» – gratis, ohne eigenes Zutun – von

## Verlierer Tetzel. Sieger Luther. Mit dem Sieg kam der Ruhm. Mit dem Ruhm das Geld.

Sünden erlöst. Verlangt nicht der gesunde christliche Verstand, dass die Verbrechen, die um des Geldes willen begangen wurden, auch mit Geld gesühnt werden müssen?

Tetzel kam nicht mehr zu Wort. Die moralische Empörung, die Luther ihm entgegenschleuderte, verschlug dem Ablassprediger die Sprache. Dann stellte auch der päpstliche Nuntius, Karl von Miltitz, weil er die Versöhnung mit Luther suchte, Tetzel als kriminellen Scharlatan an den Pranger. Zutiefst deprimiert, vereinsamt, ruhmlos, ja zum Schluss, ob man's glaubt oder nicht, verarmt, ist Tetzel um 1522 im Dominikanerkloster Leipzig gestorben.

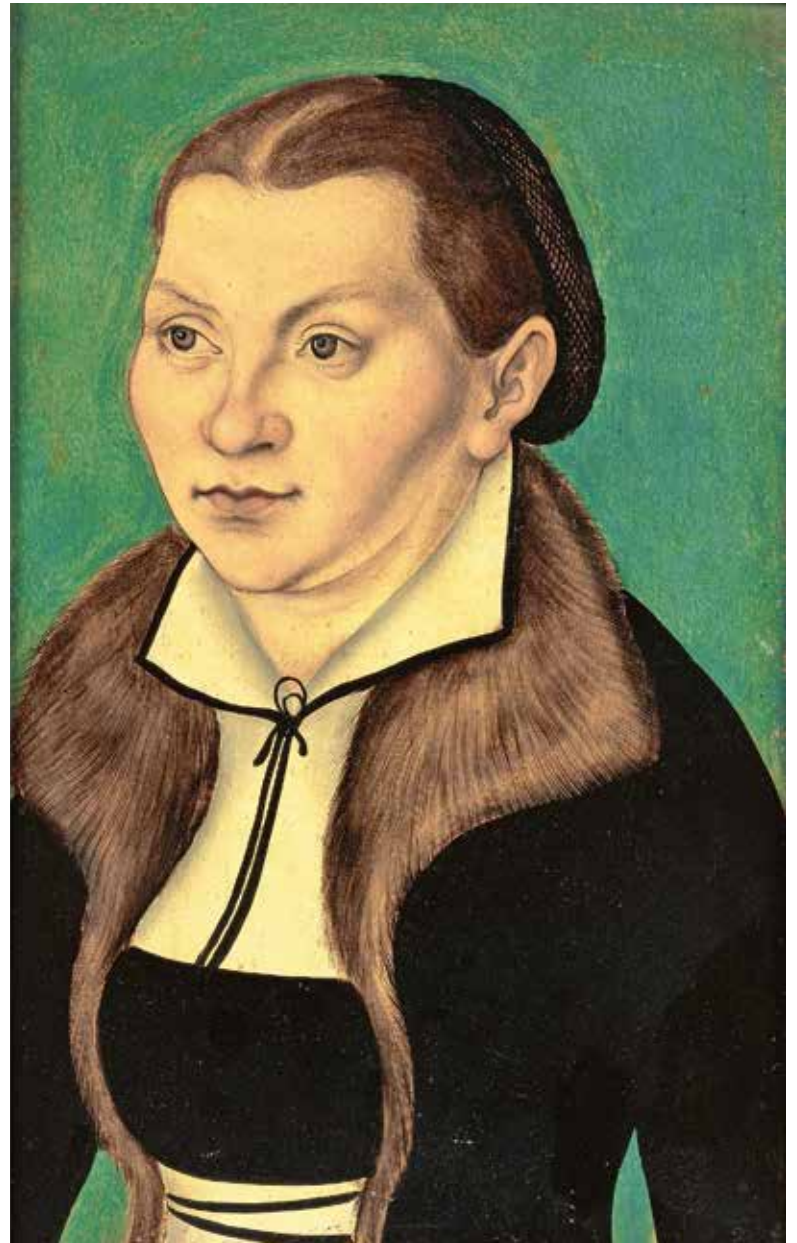
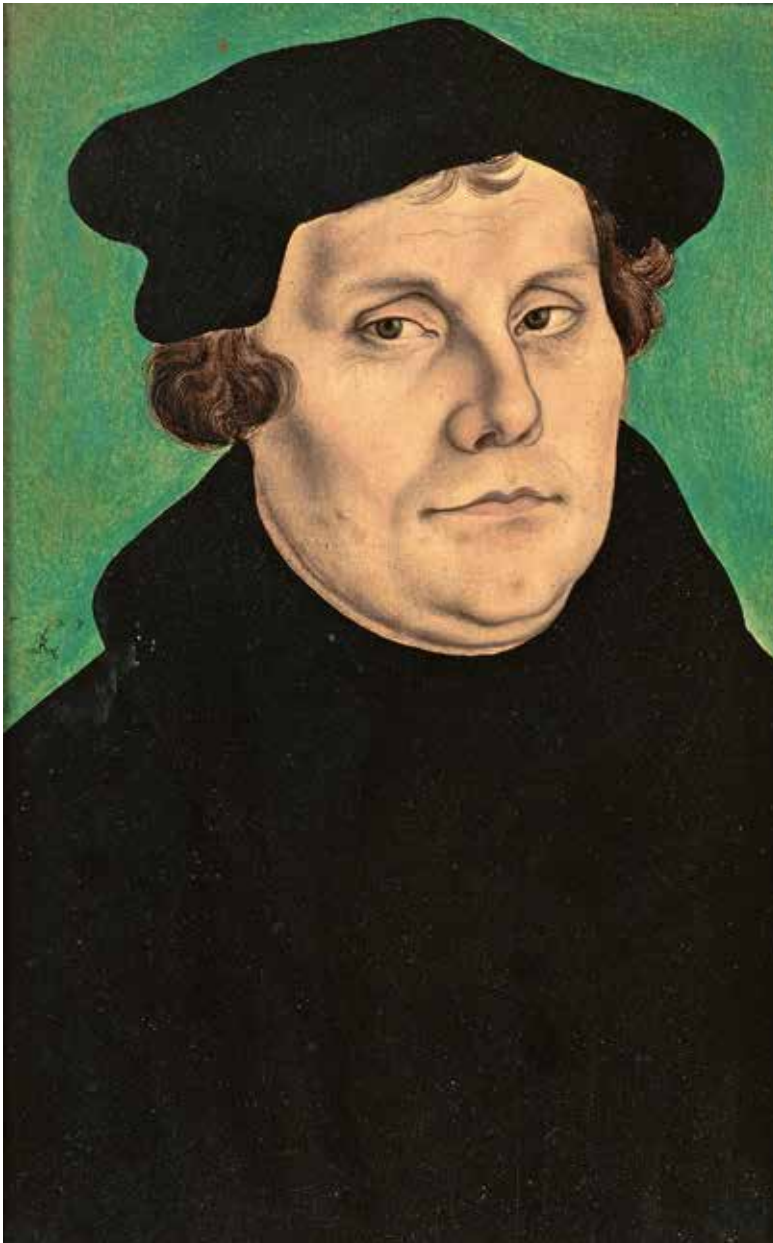
Verlierer Tetzel. Sieger Luther. Mit dem Sieg kam der Ruhm. Mit dem Ruhm das Geld. Es kam von selber. Berühmte Fernsehstars, Anwälte, Ärzte, Popsänger brauchen sich auch heute nicht ums Geld zu kümmern. Das Geld, dem der Ruhmlose hinterherhechelt, dem Berühmten fliesst es von selber zu.

## Er konnte nicht einmal rechnen

So war es auch bei Martin Luther. Als besonders spendable Gönner erwiesen sich seine sächsischen Landesherren. Das Schwarze Kloster, das heutige Lutherhaus, vermachte ihm Kurfürst Johann 1532 als persönliches Eigentum. Dazu, nebst vielen gelegentlichen Zuwendungen, einen jährlichen Ehrensold von 200, später 300 Gulden. Auch König Heinrich VIII. von England und König Christian II. von Dänemark sponserten den berühmten Reformator. Wohlhabende Bürger betrachteten es als Ehrensache, Luther nicht nur mit Gulden und Goldmedaillen, sondern auch mit silbernen Pokalen – damals ein beliebtes Ehrengeschenk – zu huldigen.



Mittelalterlicher Finsterling: «Tetzel, der Ablasskrämer».



*Zeitloser Idealtyp der geschäftstüchtigen Klosterfrau:* Martin Luther mit seiner Gattin Katharina von Bora.

Aber Luther konnte mit Geld nicht umgehen. Nicht einmal rechnen konnte er. In der Lateinschule, die er daheim in Mansfeld besucht hatte, scheint Rechnen gar kein Fach gewesen zu sein. Er hat es auch später nicht gelernt. In jenen Abrechnungen, die von seiner Hand erhalten sind, fallen schon bei der simpelsten Addition die Fehler peinlich ins Auge.

Hart war Luther im theologischen Streit, auch gegen protestantische Gegner. Im alltäglichen Umgang dagegen war er gutmütig. Es konnte nicht lange dauern, bis er umgeben war von Leuten, die ihn ausnützten. Auch wenn nicht alle so kriminell waren wie die böse «Schwester Rosina», eine vorgebliche Ex-Nonne. Das grausame Leid, das ihr die Papisten zugefügt hätten, wusste «Schwester» Rosina so herzerreißend zu schildern, dass das Geld wie von selber aus Luthers evangelischem Kasten sprang.

Er hatte keinen Sinn fürs Geld. Ausnützen liess er sich. Warum ist Luther trotzdem

Millionär geworden? In manchen katholischen Orden, zum Beispiel bei den Dominikanern, ist es heute noch so: Die Nonnen sind ungleich geschäftstüchtiger, vermögender auch als die Mönche. Katharina von Bora, die ehemalige Zisterzienserin, die Luther 1525 heiratete, war der zeitlose Idealtyp der geschäftstüchtigen Klosterfrau. Jenes wirtschaftliche Talent, das ihm selber fehlte, seine Käthe hatte es in die Ehe gebracht.

#### **Zuletzt baute sie noch ein Brauhaus**

Rechtzeitig, bevor es ihm wieder zwischen den Händen zerrann, hat die Lutherin Luthers Geld in wertbeständige Immobilien angelegt, in Häuser und Grundstücke. Alles von ihr allein gemanagt, jedoch auf seinen Namen verbucht, denn verheiratete Frauen galten als nicht geschäftsfähig. Ein ganzes Gehöft, Pferde, Kühe, Kälber, Schweine schaffte sie an, baute einen Stall nach dem andern. Zuletzt baute sie noch ein Brauhaus. Die zahlreichen leerstehenden Mönchszellen

des Schwarzen Klosters verwandelte sie in ein rentables Kosthaus für Studenten.

Zum Kosthaus hinzu kam eine feine Absteige, ein Boutique-Hotel sozusagen, für anspruchsvolle protestantische Herrschaften,

---

**Bevor es ihm zwischen den Händen zerrann, hat die Lutherin sein Geld in wertbeständige Immobilien angelegt.**

---

denen, wenn sie dem Reformator ihre Aufwartung machten, nicht zugemutet werden konnte, in einem windigen Wirtshaus zu übernachten.

Kosthaus, Hotel, Bauernhof, Brauerei. Nicht zu vergessen Luthers Sippe. Sechs Kinder hatte sie selber Luther geschenkt, von denen fünf überlebten. Doch dann gerieten Luthers Vettern in Not, Luthers Schwestern starben früh. Ihre Kinder wurden alle, wie damals üblich, fortgeschickt zum reichsten Onkel. Der war ja ein berühmter Reformator. Nicht

nur ihre fünf eigenen Kinder, nein, elf weitere Luther-Sprösslinge, insgesamt sechzehn süsse kleine Lutherchen, hatte Katharina von Bora am Hals. Jeden Morgen stand sie um vier Uhr auf.

Und Martin Luther selbst? Was hat er persönlich beigetragen zu diesem blühenden Haushalt? «Der Doktor», wie ihn seine Käthe respektvoll nannte, «der Doktor» hielt Reden. Luthers berühmte Tischreden, «De omni re scibili et quibusdam aliis» – über alles Wissbare und noch einiges mehr. Doch so weit sein Geist bei Tisch schweift, zu einem Thema kehrt Luther stets zurück. Deutschlands Reformator verdammt das Geld und die Geldberufe. «Wucherer» und «Geldwänste» sind das für ihn, «aller Verfluchung würdig». In den «öffentlichen Bann» solle man sie tun, sie «ausschliessen vom Sakrament». Um alles Geld riecht Luther einen wahren «Teufelsgestank».

#### Idealbild christlichen Lebens

«Ich bin eines Bauern Sohn», sagt er in seinen Tischreden. Obwohl das gar nicht stimmt. Als freischaffender Bergmann gehörte Luthers Vater zum frühindustriellen Prekariat. Allerdings lebten noch zu Luthers Zeit neun von zehn Deutschen in der Landwirtschaft. Im Bauern, der seinen Acker, wie es die Bibel gebietet, «im Schweisse seines Angesichts»

bestellt, sieht Luther das Idealbild christlichen Lebens. Wer jedoch nicht mit dem Pflug wirtschaftet, sondern mit Geld, wer gar Zins zu nehmen wagt, der, so drückt es Luther aus, sei «schier so böse wie der Teufel selbst». Dass er in der beginnenden Geldwirtschaft der Neuzeit in einer völlig rückwärtsgewandten, mittelalterlichen Wirtschaftsmoral verharret, ist Luther nie bewusst geworden.

Ganz anders waren da die schweizerischen Reformatoren, Ulrich Zwingli und Jean Calvin. In radikalem Gegensatz zu Luther hatte Calvin, hoch auf der Kanzel im Sankt Peter zu

---

«Wucherer» und «Geldwänste» sind das für ihn, «aller Verfluchung würdig».

---

Genf, das Geld als Segen Gottes gepriesen, ja als irdisches Vorzeichen der ewigen Seligkeit. Zu Recht hat der Soziologe Max Weber in Jean Calvin den Propheten der modernen Geldwirtschaft gesehen. Noch weiter gegangen ist Leopold von Ranke. Er sah in Jean Calvin den geistigen Stifter der USA, der mächtigsten modernen Wirtschaftsmacht. Fällt es nicht auf, dass die beiden calvinistisch geprägten Länder, die Schweizerische Eidgenossenschaft und die Vereinigten Staaten von Amerika, so ungleich sie sonst sind, doch heute noch eines

gemein haben: Mehr als andere sind Schweizer und Amerikaner mit Geld gesegnet.

Und die Deutschen?

Wohl jagen auch sie dem Geld hinterher. Aber sie haben dabei ein schlechtes Gewissen. Sprichwörtlich macht Geld sie «nicht glücklich». Im Grunde ihres Herzens halten die Deutschen Geld für etwas Schmieriges, Schmutziges, Böses.

So sind sie noch immer, die Deutschen. Echte Söhne Martin Luthers sind sie geblieben. Warum dann kommen manchmal auch Deutsche trotzdem zu Geld? Aus dem gleichen Grund, weshalb auch Martin Luther selbst als reicher Mann gestorben ist. Zwingli und Calvin hätten dafür kaum eine Erklärung gehabt. Sie findet sich aber in Luthers eigener Theologie: «Sola Dei gratia»!

Nicht durch eigene Werke, nicht durch eigenes Verdienst, «durch Gottes Gnade allein» ist Martin Luther, einst ein bettelarmer Mönch, als Reformator Millionär geworden.

Hans Conrad Zander, 1937 in Zürich geboren, ist ehemaliger Dominikaner-Mönch und lebt als Buchautor und Journalist in Köln.

## Das Radio mit Herz

Regionale, nationale und internationale Informationen, Sport, Veranstaltungen und ein breiter Musik-Mix täglich bei Radio Central. Jetzt reinhören!

Digitalradio  
DAB+



# RadioCentral

[www.radiocentral.ch](http://www.radiocentral.ch)

# Damit nichts passiert, wenns passiert: Beobachter Rechtsschutz

Umfassender Privat- und Verkehrsrechtsschutz bis zu 300 000 Franken.  
Exklusiv für Beobachter-Mitglieder.

**Aus Erfahrung wissen wir, was alles passieren kann.**

Auf vielfachen Kundenwunsch hat der Beobachter einen kombinierten Privat- und Verkehrsrechtsschutz entwickelt:

- **Erweiterte Versicherung:** In den konventionellen Rechtsbereichen sind Sie bis CHF 300 000.- versichert.
- **Basis-Versicherung:** In allen anderen Rechtsbereichen sind Sie bis CHF 5000.- versichert.

**Der Beobachter empfiehlt Ihnen:**  
Versichern Sie sich, bevor der Ernstfall eintritt.

**Einzigartig!**  
Nur CHF 21.67\*  
pro Monat  
(CHF 260.- im Jahr)

Beobachter  
Rechtsschutz

**Max Muster**

Kunden-Nr.: 341 582 0  
Gültig bis: 31/12/18

Inklusive: **GUIDER**  
Beobachter

Die Online-Beratungsplattform des Beobachters. Hilft bei allen Rechtsfragen des Alltags: schnell und kompetent, jederzeit und von überall.

**Ja, ich interessiere mich für Beobachter Rechtsschutz für nur CHF 260.-\* im Jahr!**  
Weitere Informationen und Anmeldung unter:

**[www.beobachter-rechtsschutz.ch](http://www.beobachter-rechtsschutz.ch)**  
oder Telefon **058 269 25 00**

\*Nur in Kombination mit dem Beobachter-Jahresabonnement (CHF 129.-) erhältlich.

# Der Bergkristall brachte sie zusammen

Chansonnier Stephan Eicher aus Münchenbuchsee und Bestsellerautor Martin Suter aus Zürich haben gemeinsam vierzehn neue Songs geschrieben. Die beiden sind ein harmonisches Duo.

Von H. Elias Fröhlich

«Se non è vero, è ben trovato», sagt man in Italien. Auch wenn es nicht wahr sein sollte, so ist es wenigstens gut erfunden. Gut erfunden wie die Geschichte der beiden Strahler, die sich aufziehenden dicken Nebels wegen in eine Höhle flüchten, wo sie auf eine grosse, perfekte Quarzgruppe gestossen sein sollen. Der eine Strahler, Stephan Eicher, habe sich eben daran gemacht, die Quarzgruppe mit dem Strahlstock aus dem Granit zu befreien, der andere, Martin Suter, hört zum Glück diese Geräusche und findet die rettende Höhle sowie Eicher samt Quarz.

Unter dem Titel «Die erste Begegnung» wird in der CD-Hülle ihr erstes Zusammen-treffen geschildert. Daraus entsteht das bereits von Eichers letztem Album bekannte Lied «Weiss nid, was es isch», diesmal live und mit Banjo-Begleitung gesungen. Als sich der Nebel verzogen hat, zeigt Eicher hinauf zum zerklüfteten Berg bis zum Gipfel des Pfluetistiels. «Siehst du das dort oben? Ganz weit oben?» Suter nickt. «Was ist das?» – «Weiss nicht.» Sie schauen sich ratlos an im schwindenden Licht der spätsommerlichen Abenddämmerung. Siebzehn weitere, teils auch sehr poetische Storys zu den einzelnen Tracks folgen, ebenfalls erfundene Geschichten über Hornusser und Hochzeiten.

Suter warnt im CD-Booklet: «Bitte nicht alles für bare Münze nehmen.» Die – fiktive – Begegnung jedenfalls zeigte Folgen. Da haben sich zwei Schwergewichte gefunden.

Der Troubadour, Chansonnier, Weltmusiker Stephan Eicher (57) aus Münchenbuchsee und der Zürcher Bestsellerautor und einstige Starwerber Martin Suter haben die vierzehn neuen Songs gemeinsam geschrieben. Und die beiden werden ab 27. Februar 2018 auch gemeinsam auf Tournee gehen. Eicher spielt mit seiner Band und singt, Suter liest Geschichten.

## Akustische Instrumente und Piano

Stephan Eicher gehört zu einer Spezies von Musikern, die zwar hervorragende Songschmiede sind, aber es mit dem Texten nicht so draufhaben sollen. Wie Elton John und dessen kongenialer Partner und Texter Bernie Taupin, Peter Maffay, der zu eigenen Songs selten auch die Texte lieferte, oder Udo Jürgens, der zwar seinen Textautoren zuweilen die Themen vorgab, aber selber kaum eigene Texte vertonte. Was früher für Eicher der französische Schriftsteller Philippe Djian war, das ist jetzt Martin Suter.



Engelsgleiche Chöre: Martin Suter (l.), Stephan Eicher.

«Song Book» ist ein sehr poetisches Album. Akustische Instrumente und Piano dominieren den Sound, dazu ein Banjo in der neuen Version von «Weiss nid, was es isch» sowie in «Wägg vom Bäre», ausserdem Streicher und Bläser (im 17. Titel «Aabelied»), engelsgleiche Chöre («Für immer»), ein zauberhaftes Duett mit der deutschen Hit-Sängerin Annett Louisan («Still») – Stephan Eicher war noch kaum je ein ganzes Album hindurch so leise. Die Texte alle in Berner Mundart, alles gereimt. Reimen im Dialekt würde zwar manchmal die dichterische Freiheit in andere Bahnen als gedacht lenken, meint Martin Suter. Aber das sei ab und zu auch eine Herausforderung für den kreativen Prozess. Viele Lieder sind fast geflüstert vorgetragen, die Stimme warm und nahezu einlullend.

Vor einigen Jahren fragte ich Stephan Eicher, woher seine melancholische und romantische Art komme. «Das hat mit Nachdenklichkeit zu tun», antwortete er. «Ich glaube, wenn du das

Bedürfnis hast, ein Gefühl auszudrücken, dann ist das einfacher in einem Song. Freude-momente teilst du eher per Telefon mit.» Dass er Talkshows und TV-Interviews wenn immer möglich meidet, begründet er folgendermassen: «Nur spezielle Menschen fühlen sich da wohl. Immer diese Kamera, und man darf nicht rauchen. Das ist doch so eine Art Beichtstuhl.»

## Gefördert von Herbert Grönemeyer

Für Stephan Eicher war es ein weiter Weg von der Neuen Deutschen Welle mit Bruder Martin in der Band Grauzone und dem Hit «Eisbär» bis hierher. Seine ersten Solo-Schritte machte er in Frankreich mit der Plattenfirma Barclay, die in der Schweiz und in Deutschland von Warner Music vertrieben wurde. Aber die Warner-Leute konnten mit diesem in verschiedenen Sprachen singenden und sich vieler verschiedener Musikstile bedienenden Troubadour nicht viel anfangen. Louis Spillmann,

ein Schweizer in Deutschland, umtriebiger Boss der damaligen deutschen Plattenfirma Phonogram, schloss sich mit Philippe Constantin von Barclay Paris zusammen und nahm Eicher kurzerhand unter Vertrag. In Deutschland wurde der Schweizer Pop-Chansonnier dank der rührigen Phonogram-Promotionsabteilung schnell zum Insider-Act. Gefördert wurde Eicher auch von seinem Bewunderer Herbert Grönemeyer, der ihn auf seiner ausgedehnten Tournee ins Vorprogramm hievte. Auch wenn die deutschen Journalisten über den vielseitigen Schweizer in Jubel-Arien ausbrachen – Eicher startete in Deutschland nie richtig durch.

Dafür wurde er in Frankreich zum Superstar, schaffte es mit der Dialektversion von Mani Matters «Hemmige» sogar an die Spitze der französischen Hitparade, füllte die Hallen und Stadien. So konnte man erleben, dass Tausende von Franzosen lauthals die Textzeile «We si Emmige hei» mitsangen.

### Mit Johnny Hallyday im Albisgütli

Einer seiner grössten und wichtigsten Fans war der grosse Johnny Hallyday. «Er fragte mich eines Tages an, einen Song für ihn zu schreiben», erzählte mir Stephan Eicher in den 1990er Jahren in einem Interview. «Das ist, wie wenn Elvis anrufen würde. Morgens um drei Uhr klingelte das Telefon. Einen wie Johnny interessiert es eben nicht, ob du schläfst.» Eicher schrieb für ihn «Ne reviens pas». «Johnny koppelte den Titel erst noch als Single aus», freute sich Eicher damals. «Und das unter 24 Songs!» Als Hallyday im April 1994 eines seiner raren Konzerte in der Deutschschweiz gab, holte er im Zürcher Schützenhaus Albisgütli Stephan Eicher für zwei Songs auf die Bühne. Im Interview zuvor hatte Hallyday mir gegenüber in den höchsten Tönen von den grossen Qualitäten des Songschreibers und Performers Eicher geschwärmt.

Dem Boulevard konnte Stephan Eicher nie viel abgewinnen. Interviews mit ihm waren in meiner zwanzigjährigen Zeit beim *Blick* selten. Ich nahm es ihm nicht übel. Ist er tatsächlich so schüchtern, wie er sich manchmal gibt? Spielt er deswegen während Fernsehgesprächen dauernd mit seinen Haaren? Vielleicht ist dies auch Ausdruck seiner ausgeprägten Eitelkeit – oder seiner Unsicherheit. Dass er etwas Geheimnisvolles bewahrt hat, gehört zur Faszination dieses Künstlers.



Stephan Eicher, Martin Suter:  
Song Book (CD und Buch).  
Universal/Diogenes. Fr. 39.90

## Literatur

# «Starkes Sonntagsgefühl»

Kafka bereist 1911 mit seinem besten Freund die Schweiz. Dieser lernt da seine spätere Frau kennen und Kafka lobt die «republikanische Freiheit» des Sich-nackt-Ausziehens im Zürcher Männerbad. *Von Peter Keller*



Essenz der Schweiz: Franz Kafka.

Wasser in Glasform, kauzige Naturheilkundler, Menschen in Wettermänteln und all das Obst überall, staunte Kafka. Im Sommer 1911 unternahm er eine Zugreise mit dem besten Freund und post humen Herausgeber seines Werks, Max Brod: von Prag über München in die Schweiz. Zuerst nach Zürich, anschliessend Luzern, Endstation – allerdings nur am Rande gestreift – war Lugano.

### Eingesperrt von Bergen

Unterwegs führte Kafka Reisetagebuch und tat, was er stilistisch oft tat: Er kommentierte nicht, fällte kaum Geschmacksurteile, sondern liess das Erblickte für sich sprechen. Er fuhr, sass, ging spazieren, beschaute Gebäude, Menschen und Landschaften. Einträge wie «Schweizerisch: mit Blei ausgegossenes Deutsch», «Herren mit Töchtern oder Dirnen» (Strandpromenade Luzern) oder – an den Bergen vorbei in Richtung Lugano – «durchschnittener Brotlaib eines Schneefeldes» ähneln dem Kafka aus «Der Prozess», «Das Schloss» oder «Die Strafkolonie»: das Beschauen von Vertrautem aus neuer, ungewohnter Perspektive, als würde man von schräg unten oder mit halb zugekniffenen Augen die Umgebung anblicken und darin Seltsames entdecken. Was aufscheint: die Essenz der Schweiz, eine präzise Verdichtung ihrer Farben, Formen und Eigenarten.

Am 26. August ging es am Mittag los, nach einer Verspätung in München kam man in die

Schweiz. Kafkas erster Eindruck aus dem schnellen Zug heraus: wartende Rinder auf Wiesen, strafanstaltähnliche Bahnhofsgebäude, dann ein «Lump auf dem Bahnhof in Winterthur mit Stöckchen, Gesang und einer Hand in der Hosentasche». Die Reise dauerte vier Tage und umfasst wenige Seiten rasch und humorvoll-scharfsichtig dahingeschriebener, wie sepiafarbene Polaroids aneinandergereihter Notizen.

Es war ein schöner Urlaub, Brod lernte auf der Zugfahrt nach Zürich seine zukünftige Frau Alice kennen; ihr Hut fiel ihm aus der Gepäckhalterung auf den Kopf, ein Flirt begann. Kafka und Brod gingen in Zürich ins Männer-nacktbad. Für besonders schweizerisch befindet Kafka die «republikanische Freiheit des Sichausziehens vor seinem Kleiderhaken, ebenso die Freiheit des Schwimmeisters, mit einer Löschspritze das volle Sonnenbad zu leeren». Die Freunde alberten im Fraumünster herum, trafen viele Touristen, die in derart vielen Sprachen redeten, dass Kafka irgendwann das Gefühl überkam, in der Schweiz spreche niemand deutsch.

Auf der Fahrt von Luzern nach Lugano bestaunt Kafka den «amerikanischen Anblick» des Zugersees, aus dem er die Inspiration für seinen unvollendeten Amerikanroman «Der Verschollene» bezog, den er direkt nach der Reise begann, 1914 dann abbrach. Kafka widerstrebt es, von Ländern zu schreiben, die er nicht bereist hatte. «Starkes Sonntagsgefühl bei der Einbildung, hier Bewohner zu sein», schreibt Kafka, und es stimmt: Beim Lesen der Tagebuchseiten ist es, als träte man aus einer halbdunklen, leicht miefigen Lagerhalle in den Sommernachmittag hinaus. Die Schweiz ist – zumindest aus der nicht selbstverständlichen Sicht des Besuchers – präzise, bausteinhaft und einfach, in klaren Farben ohne viel Schattierung.

Aber Kafka wäre nicht Kafka, würde ihn nicht noch ein klaustrophobischer Moment ereilen: «Zu sehr eingesperrt von Bergen», notiert Kafka am letzten Tag, verfällt dann in der Gotthardbahn den «dicken Lippen» und der «exotischen Linie vom Rücken zum Hintern» einer Frau. Dann geht es weiter nach Mailand.



Franz Kafka: Reisetagebücher.  
Fischer. 352 Seiten, Fr. 12.90

# Lesben-Ikone trifft Burka-Frauen

Wie umgehen mit der Verschleierung? Die Schweizer Autorin Annemarie Schwarzenbach befasste sich auf ihrer Afghanistan-Reise vor achtzig Jahren intensiv mit dem Thema. Sie kam zu einem erstaunlichen Schluss. *Von Rico Bandle*

Der Zweite Weltkrieg stand kurz bevor, als sich die Schriftstellerin Annemarie Schwarzenbach 1939 auf ihre vierte und letzte Reise in den Orient machte. Zusammen mit der Genfer Reiseschriftstellerin Ella Maillart fuhr die Autorin in einem neuen, 18 PS starken Ford Roadster von Genf bis nach Afghanistan. Unterwegs fotografierte sie und schrieb Reportagen, auch für die *Weltwoche*. Einzelne dieser Berichte sind nun anlässlich ihres 75. Todestages in einem Buch neu publiziert worden. Es sind Reportagen aus einem Teil der Welt, den man heute fast nur mit Schreckensmeldungen aus den Nachrichten in Verbindung bringt, der damals aber noch mit seiner exotischen Magie die Fantasie der Europäer beflügelte.

Schwarzenbach – Autorin aus reichem Haus, bekennende Lesbe, in Zürich mit Erika Mann liiert – nimmt einen mit auf eine abenteuerliche Reise.

Die damals 31-jährige Schriftstellerin erzählt von der kargen Landschaft, von Bauwerken wie den Buddhastatuen im Bamiyan-Tal und von vielen herzlichen Begegnungen, vor allem mit arabischen Männern. Auch die kulturellen Schwierigkeiten bringt sie zur Sprache: «Unser Chauffeur Hussein – der einzige Türke im Lager – weigerte sich, ihnen [den Arabern] zu antworten, weil die Araber die Türken hassten, und die Türken die Araber verachteten.» Frauen kommen in den Reise-reportagen erstaunlich wenig vor – nicht etwa weil sich die zwei Europäerinnen lieber mit Männern umgeben hätten, sondern weil sie kaum welche antrafen. Diesem Umstand und der Rolle der Frau hat Schwarzenbach mehrere Essays gewidmet.

## Land ohne Frauen?

Einer davon ist im Buch mit «Die Frauen Afghanistans» überschrieben. Erst preist die Autorin darin die Gastfreundschaft in dem «streng mohammedanischen Land»: «Nie hatten wir es nötig, unser Zelt aufzuschlagen und unsere Suppe selber zu kochen. Wir wurden in den Dörfern vom Bürgermeister begrüsst, mit Tee und Trauben bewirtet.» Eingeladen wurden sie immer nur von Männern. «Wir schienen in einem Land ohne Frauen zu sein!» Aber nicht

ganz. Sie begegneten durchaus Frauen, zumindest vermuteten sie es, denn diese waren unter einem Stofftuch versteckt: «Wir kannten wohl den <Tschador>, das alles verhüllende Faltengewand der Mohammedanerinnen, das mit den romantischen Vorstellungen vom zarten Schleier orientalischer Prinzessinnen wenig gemeinsam hat.» Das Verständnis Schwarzenbachs für diese Kluft hält sich in Grenzen: «Wir hatten solche verummten, formlosen Gestalten scheu durch die Bazar-Gassen huschen sehen und wussten, das seien die Frauen der stolzen, frei einherschreitenden Afghanen, die ihrerseits die Gesellschaft und das fröhliche Gespräch liebten und den halben Tag nichtstuend im Teehaus und im Bazar verbrachten.» Hierzu muss angefügt werden: Die Autorin benutzt den Begriff Tschador für das, was heute als Burka bekannt ist, also jene Art der Vollverschleierung, bei der die Augenpartie durch ein Gitter verdeckt ist.



Afghanistan, 1939.

Schwarzenbach versuchte Kontakt zu diesen «gespenstischen Erscheinungen» aufzunehmen. Doch das erwies sich als schwierig. Die Männer, allesamt als freundlich und gesellig beschrieben, liessen eine Begegnung nicht zu, und Frauen direkt anzusprechen erwies sich erst recht als aussichtsloses Unterfangen. Ausserhalb Kabuls wurden die beiden Schweizerinnen dann endlich in ein Haus eingela-

den, wo sich auch weibliche Personen aufhielten. Der spärlichen Beschreibung nach war die Begegnung verstörend: «Sie [die Schwiegertochter] war hier, in der Familie ihres Gatten eben doch unter Fremden, hatte keinen eigenen Haushalt und hatte keinerlei Freiheit und Rechte. Wenn diese Mädchen [die Töchter] den Garten verliessen, trugen sie den Tschador – und sahen die Welt draussen nur durch das durchbrochene Gitterchen, das ihr Gesicht neugierigen Männeraugen verbarg.»

Da mit einheimischen Frauen unmöglich ins Gespräch zu kommen war, versuchte Schwarzenbach, bei zugezogenen Europäerinnen hinter das Geheimnis des Ganzkörper-schleiers zu kommen. Davon ist im Essay «Der Tschador» zu lesen, der es leider nicht in die Auswahl im neuen Buch schaffte. «Ich hatte mich oft gefragt, was sich verbergen könnte

unter der blassblauen oder mausgrauen Unförmigkeit ohne Stolz, ohne Anmut, ohne Alter und Gesicht», schreibt sie dort. Doch auch mit Europäerinnen, die mit Afghanen verheiratet waren, schaffte sie es nicht, das Thema tiefgründig zu bereden. «Zuerst war ich neugierig, suchte ihre Gesellschaft und wollte wissen, wie alles so gekommen sei und wie sie ihr abseitiges und für mich so unbegreifliches Leben führten, hinter ihren Lehm-mauern, ihren Gartenpfortchen, ihren Schleiern.» Um konsterniert festzustellen: «Aber ich erfuhr nichts, selbst wenn sie zu erzählen begannen, klagten, sich anvertrauten.» Sie erlebte diese Frauen als abgestumpft: «Ihre Schicksale, schien mir, hatten sich einander angeglichen wie die graue Farbe ihrer seidenfeinen Tschadors ...»

Aus den verschiedenen Texten zum Thema wird deutlich, dass Schwarzenbach die Burka verachtete: «Der Tschador bedeutet nicht nur

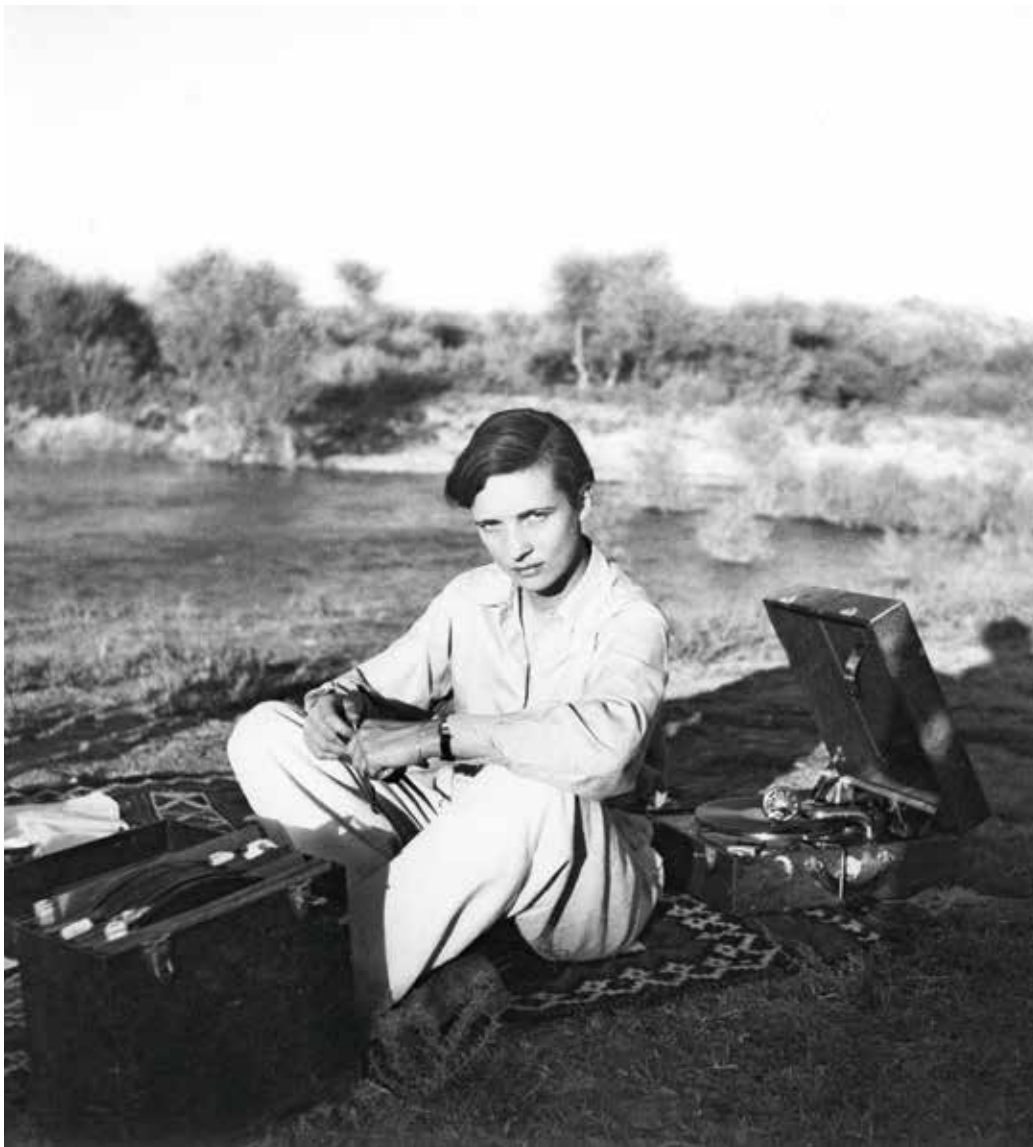
«Der Tschador bedeutet nicht nur Unfreiheit, er bedeutet unwürdige Furcht vor dem Leben.»

Unfreiheit, er bedeutet unwürdige Furcht vor dem Leben, Unwissenheit, Enge.» Ihren Text «Die Frauen von Kabul» beendet Schwarzenbach mit einem engagierten Plädoyer für unsere freiheitlichen Werte: «Wir mögen heute in Europa skeptisch geworden sein gegenüber den Schlagworten von Freiheit, Verantwortung, gleichem Recht für alle und dergleichen mehr. Aber es genügt, die dumpfe Knechtschaft von nahem gesehen zu haben, die aus Gottes Geschöpfen freudlose, angsterfüllte Wesen macht – und man wird die Entmutigung abschütteln wie einen bösen Traum, und wieder der Vernunft das Wort reden, die uns auffordert, an die schlichten Ziele eines menschenwürdigen Daseins zu glauben und sich dafür einzusetzen.»

## Duldung der Unterdrückung in der Fremde

So vehement Schwarzenbach die Freiheit bei uns verteidigt – und die Burka bedeutet für sie explizit Unfreiheit –, den afghanischen Frauen wünscht sie erstaunlicherweise gar nicht unbedingt, dass der Schleier fällt. Als sie sich Gedanken darüber macht, ob die Frauen unter der Burka unglücklich seien, schreibt sie: «Man kann nur begehren, was man kennt.» Und afghanische Frauen erfuhren zu jener Zeit erst langsam, dass ein Leben ausserhalb des Stoffgefängnisses möglich ist. Laut Schwarzenbach – und das klingt brisant – hätte man sie darüber lieber in Unwissenheit gelassen: «Und war es richtig, nötig, sie [die afghanischen Frauen] zu bilden und aufzuklären, und ihnen den Stachel der Unzufriedenheit zu geben?» Mit anderen Worten: Die Ikone der Frauen- und Lesbenbewegung, die Vorkämpferin für Gleichberechtigung,





*Unerschütterliche Liebe zu fremden Kulturen:* Annemarie Schwarzenbach in Persien, 1935.

gung und ein selbstbestimmtes Leben, stellte die Frage in den Raum, ob man die unterdrückten Frauen nicht lieber ungebildet lassen sollte, so dass sie ihre Unterdrückung nicht bemerken und nicht auf Befreiung pochten.

Allerdings glaubte Schwarzenbach, dass es dafür bereits zu spät sei – und äusserte leises Bedauern darüber: «Afghanistan entwickelt sich heute nach jenen fatalen Gesetzen, die man Fortschritt nennt und deren Verlauf man nicht aufhalten kann.» Eine Einstellung, die man bei Frauenrechtlerinnen bis heute beobachten kann: Man toleriert die Unterdrückung der Frau bei Fremden, da das Böse ja bei uns liegt.

### Hätte sie die Burka hierzulande toleriert?

Mit ihrer Einschätzung, die Verwestlichung lasse sich nicht aufhalten, lag Schwarzenbach allerdings komplett falsch, wie der Lauf der Geschichte gezeigt hat. 1996 kamen in Afghanistan die Taliban an die Macht, sie hielten den Fortschritt nicht nur auf, sondern machten ihn rückgängig. Nicht zum Vorteil der Frauen.

Nie hätte sich die mutige Reisereporterin damals wohl erdacht, dass eines Tages selbst

in Schweizer Städten vereinzelt Frauen unter dem Stoffgefängnis umherwandeln würden. Deshalb lässt sich die Frage, wie sie sich zu einem Verhüllungsverbot gestellt hätte, wie es heute diskutiert wird, nicht beantworten. Aber man kann anhand ihrer Texte Vermutungen anstellen. Aufgrund ihrer eigenen Erfahrung hätte sie wohl mit der vorherrschenden Argumentation der heutigen Feministinnen wenig anfangen können, die besagt, ein Verbot sei eine Bevormundung und beschneide die Freiheit der Frau. Schwarzenbach hat Burka-Frauen ausnahmslos als eingeschüchtert, entmenschlicht, abgestumpft und in «ständiger ängstlicher Vermummung» erlebt. In ihrer unerschütterlichen Liebe zu fremden Kulturen fand sie die Verschleierung in Afghanistan dennoch erhaltenswert. Dass sie sie auch hier tolerieren würde, wo sie sich doch so sehr für die Befreiung der Frau eingesetzt hatte, ist nur schwer vorstellbar.

Annemarie Schwarzenbach: Orientreisen. Reportagen aus der Fremde. Ebersbach & Simon. 144 S., Fr. 23.90

Weitere in diesem Text zitierte Reportagen von Annemarie Schwarzenbach finden sich in den Bänden «Auf der Schattenseite» und «Alle Wege sind offen» (Lenos).

## Theater

# Frauenheld im Klosterdorf

Thomas Hürlimanns neues Stück begeistert.



*Voller Humor:* «De Casanova im Chloster».

Es war ein unverhoffter Erfolg. Vor 25 Jahren schrieb der Schriftsteller Thomas Hürlimann für die Einsiedler Theaterlaiengruppe Chärnehus die Mundartkomödie «De Franzos im Ybrig». Das Zürcher Schauspielhaus brachte eine hochdeutsche Version mit Mathias Gnädinger in der Hauptrolle auf die Bühne – heute gehört das Stück zu den Klassikern des Schweizer Theaters. Auch als international anerkannter Autor blieb Hürlimann der Laiengruppe treu, mit «De Casanova im Chloster» hat er ihr nun bereits sein fünftes Stück geschrieben. Und was für eines.

Hürlimann greift darin ein spannendes Kapitel aus den Memoiren von Giacomo Casanova (1725–1798) auf: jenes, in dem der grösste Herzensbrecher der Weltgeschichte von seinem Abstecher nach Einsiedeln erzählt. Casanova gab dem Abt seine Beichte ab (drei Stunden soll die Aufzählung all seiner Sünden gedauert haben) und fasste den Entschluss, als Mönch ins Kloster einzutreten. Blöderweise begegnete er dann im Hotel einer jungen Schönheit, und schon war es um den Vorsatz geschehen.

Bei Hürlimann bringt der Grossmeister der Verführung das ganze Dorf durcheinander. Jede Frau ist bezirzt, das Kloster in Aufregung. Durch Casanovas Besuch kommen die unterdrückten Sehnsüchte und Wünsche an die Oberfläche, Wertvorstellungen werden hinterfragt, nichts ist mehr so, wie es war.

Viele der Darsteller – auch Regisseurin Barbara Schlumpf ist wieder dabei – sind die gleichen wie vor 25 Jahren. Hürlimann hat jedem Mitwirkenden die Rolle auf den Leib geschrieben. So spielt eine dunkelhäutige Akteurin die «Schwarze Madonna», die bezaubernd teilnahmslos Ratschläge erteilt. Ein wunderbarer Abend, geistreich und voller Humor. *Rico Bandle*

De Casanova im Chloster: Komödie von Thomas Hürlimann. Theatergruppe Chärnehus, Einsiedeln. Bis 2. Dezember.



## Die Bibel

# Anvertraute Talente

Von Peter Ruch

**D**u hättest mein Geld den Wechslern bringen sollen, und ich hätte bei meiner Rückkehr das Meine mit Zinsen zurückerhalten (Matthäus 25, 27). Das Gleichnis von den anvertrauten Talenten – ein Gewichts- und Geldmass – zielt auf die Gemeinde zwischen der Himmelfahrt und der Wiederkunft Christi. Der Herr ist «ausser Landes gegangen» und hat seine Gemeinde als Treuhänderin eingesetzt. Einigen hat er viel, anderen weniger anvertraut, und jeder soll seinen Teil fruchtbar machen. Sie sollen die Botschaft von der Versöhnung Gottes mit der Welt irgendwie weitertragen. Die Zwischenzeit dient also nicht der blossen Bewahrung. Der Sachwalter, der sein Talent im Boden vergräbt, wird faul und unnütz gescholten und in die Finsternis geworfen.

Die sture Bewahrung als Handlungsmaxime ist in allen Religionen anzutreffen. Jahrhundertealte Repetitionen von Formeln und Bräuchen können vielleicht meditativ sein. Aber sie neigen dazu, zwanghaft und magisch zu werden. Deshalb verordnet Jesus ein Glaubensleben, wo die göttliche Botschaft und Liebe sich weiterentwickeln. Das ist mit Risiken verbunden. Zuweilen haben Christen fromme Blüten hervorgebracht, denen man das Evangelium nicht mehr anmerkt. Aber dieses Risiko muss jeder eingehen, der Früchte ernten will.

Auch finanzielle Investitionen sind riskant. Deshalb erzählt Jesus hier das Gleichnis vom anvertrauten Geld. Offenbar ist es selbstverständlich, dass Geld Gewinn abwerfen soll. Die Minimalform für Kleinanleger sind die Zinsen bei den Wechslern. Im Alten Testament war das Zinsnehmen verboten, aber das bezog sich vor allem auf kleine Kredite an Arme (Exodus 22, 24). Für ausländische Kreditnehmer galt es ohnehin nicht (Deuteronomium 23, 20f.). Calvin erkannte das Zinsverbot als eine Vorschrift, die die Ordnung im alten Israel geregelt hatte und die überholt ist. 1830 hob auch der Papst das Zinsverbot auf. Der Zins hat grundsätzlich einen ethischen Wert, weil er einen Anreiz zum Konsumverzicht bildet. Das sollten übrigens auch die Notenbanken bedenken.

Peter Ruch war 35 Jahre lang reformierter Pfarrer in Pfyn, Scherzenbach und Küssnacht am Rigi. Hier schreibt er wöchentlich über Bibelworte.



Fern von der Unvollkommenheit: «The Square».

## Kino

# Streit um ein Kondom

«The Square», ein eleganter wie kluger Spass aus Schweden, macht als Satire auf den Kunstbetrieb Furore.

Von Wolfram Knorr

**C**hristian, attraktiv, smart, Anfang vierzig, geschieden, Vater zweier Mädchen, Chefkurator eines grossen Museums für zeitgenössische Kunst in Stockholm, lässt sich auf einen One-Night-Stand mit einer Journalistin ein, der er zuvor ein Interview gegeben hat. In ihrer Wohnung nimmt er ein wenig verunsichert Platz, während sie schnell mal verschwindet. Durch die offene Tür sieht er im Wohnzimmer einen grossen Affen, der ihn kurz ansieht und dann weiterschlendert. Sie kommt zurück und schliesst die Tür, damit der Affe nicht zusehen kann. Später verlangt sie von Christian das Kondom, um es wegzuworfen. Er will es aber nicht rausrücken, weil er sich nicht sicher ist, was sie damit vorhat. Sie zerren beide am Präservativ.

Ein Affe in der Wohnung und ein Streit um ein Verhütungsmittel – was geht hier vor? Erst Animalisches im Heim einer Frau, dann ein Gezerre ums Ejakulat, das, so befürchtet Christian, sie für eine Schwangerschaft nutzen könnte? Absurd. Doch derartige Szenen gibt es viele in «The Square» vom Schweden Ruben Östlund («Turist»). Sie decken geschickt und witzig das Missverhältnis zwischen elitärem Anspruch und ganz banalem Alltag auf – vor allem bei den Männern, die an ihrem Rollenverständnis scheitern. Dafür wurde die kluge wie charmante Satire aus Schweden in Cannes mit der Goldenen Palme ausgezeichnet.

Christian (Claes Bang) ist der typische Vertreter einer linksliberalen Lebenshaltung. Sein Massstab ist die Analyse, das Rationale – nicht die Gefühle. Er fährt ein teures Elektroauto und bereitet gerade eine besondere Installation vor: «The Square», ein Quadrat im öffentlichen Raum, das bei jedem, der es betritt, Mitgefühl auslösen und denjenigen, der es betrachtet, zur Solidarität auffordern soll. Die Journalistin hat ihn dazu interviewt und hochgestochene Antworten bekommen. In ihrem Bett dagegen hat er Angst um sein Kondom.

Kunst ist eben erhaben und das Leben bekanntlich anderswo. Auf der Strasse wird Christian Opfer von Betrügnern. Sie klauen ihm Geld, Kreditkarten und das Smartphone. Ein Mitarbeiter rät ihm, den Dieben einen Denktzettel zu verpassen – das Handy könne man nämlich orten. Christian hat Skrupel. «Sei nicht so furchtbar korrekt», antwortet der Kollege, und bald finden sie heraus, in welchem Sozialbau einer der Betrüger leben muss. Christian hat auf einmal diebischen Spass an dem Spiel und schmeisst Drohbriefe in die Briefkästen. Doch als ein aggressiver Knabe auftaucht und ihn auffordert, sich bei seinen Eltern dafür zu entschuldigen, als Dieb zu gelten, da wird aus dem Jux Ernst. Christians Verhaltenskonzept gerät ebenso aus dem Ruder wie später eine Marketingkampagne für «The Square». Er kündigt, findet aber bei seinen Töchtern wohl endlich zu sich.

Östlund ist ein eulenspiegelhafter wie hoch-eleganter Erzähler, der nie den moralischen Zeigefinger erhebt und mit augenzwinkernden Einfällen die schiere Unmöglichkeit durchspielt, sich auf ein einziges Rollenmuster festzulegen. Vielleicht braucht man gerade deshalb die Kunst, weil sie ein schöner Traum ist, fern von der Unvollkommenheit irdischen Treibens. ★★★★★

**Good Time** — Connie Nikas (Robert Pattinson) liebt seinen geistig behinderten Bruder Nick (Ben Safdie) so sehr, dass er ihn aus den Klauen eines Psychotherapeuten rabiabefreit, um mit ihm eine Bank zu überfallen. Zwar können sie Geld erbeuten, doch zwischen den Scheinen geht eine Farbgranate hoch. Während Connie türmen kann, wird Nick erwischt, eingebuchtet, zusammengeschlagen und ins Hospital verlegt. Connies Versuche, ihn mittels eines Bewährungshelfers aus dem Gefängnis rauszuholen, scheitern. Daraufhin befreit er ihn ge-



Traum von der Freiheit: «Good Time».

waltsam und flüchtet mit ihm ins vergilbte New Yorker Adventureland. Dort geht schliesslich alles schief. Connie landet im Knast und Nick wieder beim grienenden Therapeuten. Der Traum von der Freiheit ist ausgeträumt – für beide. Die Filme der Brüder Ben und Joshua Safdie («Daddy Longlegs») sind Low-Budget-Filme und erinnern an den frühen «Mean Streets»-Scorsese. Die Safdies kleben beinhart an der Gosse, fast dokumentarisch wird New York von unten porträtiert. Das ist von exzessiver Vitalität, und der einstige «Twilight»-Star Pattinson, der als Connie beschränkter wirkt als sein Bruder, spielt exzellent. ★★★★★☆

**The Snowman** — Jo Nesbø gehört seit Jahren zu den Bestseller-Autoren des skandinavischen Thriller-Booms, doch die Verfilmung seines «Schneemanns» ist aus der Fassung geraten. Klar, die Serienkiller-Plots mit ihren falschen Spuren und Hinterlassenschaften nach jedem Mord (hier ein Schneemann) können einem allmählich auf den Wecker gehen. Vor allem die ständige Gewissheit, dass der Killer sowieso nur für den Showdown mit dem Helden mordet, ist allmählich zum Gähnen. Im Roman funktioniert's trotzdem, im Film,



Warten auf den Showdown: «The Snowman».

der mit Michael Fassbender, Rebecca Ferguson, Charlotte Gainsbourg, Val Kilmer et cetera hochkarätig besetzt ist, leider nicht. Es gibt zwar schöne Landschaftsbilder aus Norwegen, doch die Handlung bleibt wirr. ★★☆☆☆

### Knorrs Liste

1	<b>Blade Runner 2049</b> Regie: Denis Villeneuve	★★★★★
2	<b>Dunkirk</b> Regie: Christopher Nolan	★★★★★
3	<b>Happy End</b> Regie: Michael Haneke	★★★★★
4	<b>It</b> Regie: Andy Muschietti	★★★★☆
5	<b>Victoria and Abdul</b> Regie: Stephen Frears	★★★★☆
6	<b>American Made</b> Regie: Doug Liman	★★★★☆
7	<b>Logan Lucky</b> Regie: Steven Soderbergh	★★★★☆
8	<b>Borg-McEnroe</b> Regie: Janus Metz	★★★★☆
9	<b>Mother!</b> Regie: Darren Aronofsky	★★★★☆
10	<b>The Circle</b> Regie: James Ponsoldt	★★★★☆

# ENDSTATION Glück

presented by

## SWISS & CASINOS

Pfäffikon SZ · St. Gallen · Schaffhausen · Zürich

## Jazz

# Das Normale und die Sehnsucht

Von Peter Rüedi

Für sein neues Trio-Album, das er auf sein Solodebüt bei ECM folgen lässt, nennt Pianist Aaron Parks zwei Schutzheilige: Alice Coltrane, deren Stück «Ptah, the El Daoud» von ihrem Album gleichen Namens (1970) er seiner Hommage «Alice» zugrunde legt, und vor allem die Sängerin (und Pianistin!) Shirley Horn (1934–2005), unter allen Vokalistinnen des Jazz die Erfinderin der ultimativen Langsamkeit, als ihre eigene Begleiterin eine Raumkünstlerin, die einzelne Töne bis zum Zerreißen in der Luft hängen lassen konnte, eine Virtuosa der scheinbaren Einfachheit und des bis an den Rand des Schweigens ausgedünnten Suspense. Der dritte von Aarons Manen bei seinem im vergangenen Frühjahr erschienenen jüngsten Opus (die Zeit, die er sich selber bei der Entwicklung seiner Geschichten lässt, mag die relativ späte Rezension entschuldigen) ist auf der CD lebhaftig präsent, der Drummer Billy Hart, mit Jahrgang 1940 und einer schier endlosen Diskografie ein Stück verkörperte Jazzgeschichte. Nicht von ungefähr war er eine Zeitlang auch Partner der genannten Shirley Horn. Hart ist ein Schlagzeuger, der wie kaum einer «atmet», als Meister eines präzisen Minimalismus ebenso an Pausen interessiert ist wie an expliziten Rhythmen.

Was Parks von Horn sagt, ist gewissermassen Programm für sein eigenes Piano: «In ihrem Klavierspiel gab es ein Sensorium dafür, nichts beweisen zu müssen, den Wunsch, die Musik atmen zu lassen.» Hart (und nicht weniger Bassist Ben Street) ist der erste Anwalt einer solch beseelten Ästhetik des Understatements, der dieses Album seine Ruhe und im Wortsinn «unverschämte» Schönheit verdankt. Einen Verzicht auch auf Originalität, keinesfalls aber auf Spannung. Sie stammt aus einem nur stellenweise expliziten Puls, den Parks mit einem anderen Naturrhythmus vergleicht, einer «ozeanischen Qualität». Auf den EnergieWellen könne man reiten oder in sie hineintauchen. Dies eben macht den meditativen Sog dieses Trios aus, das sich nur oberflächlich wie ein noch konventionelles Pianotrio anhört. Seine Musik ist eine, in der sich Kunst anhört wie Natur.



Aaron Parks (Ben Street, Billy Hart): Find the Way. ECM 2489 478 1841

# «Mütter haben Anteil an der Entstehung von Gewalt»

Von Franziska K. Müller — Mann und Frau würden im Umgang mit Straftätern allzu schnell in bewährte Täter- und Opferrollen eingeordnet, kritisiert die forensische Psychiaterin und Buchautorin Hanna Ziegert. Doch weibliche Destruktivität sei nicht immer auf den ersten Blick erkennbar.

Wenn Hanna Ziegert, 64, Mörder und Gewaltverbrecher zum Gespräch trifft, hat sie stets eine Thermoskanne mit Kaffee und einige Brezeln in der Tasche. Die forensische Psychiaterin tut dies nicht nur aus Freundlichkeit: Zum einen weiss sie um den entspannenden Effekt, den man mit Essen und Trinken erzielen kann, zum anderen beginnt ihre Analyse bereits, wenn sie beides auf den Tisch stellt. Ob der zu begutachtende Täter gleich zugreift oder den Proviant ablehnt, liefert erste Hinweise auf seine Psyche. Im Übrigen profitiere sie in diesem Setting meist davon, eine Mutterfigur und Frau zu sein, sagt die Expertin. Ausserhalb der Gefängnismauern ist die in München wohnhafte Analytikerin allerdings weniger beliebt. Seit über dreissig Jahren erstellt sie Gutachten zur Schuldfähigkeit von Tätern. «Was Frauen ihren Partnern und Söhnen zuvor angetan haben, wird unterschätzt», so Hanna Ziegert, und sie fügt an: «Emanzipation und Gleichstellung bedeuten auch, dass Frauen Verantwortung für die bösen Anteile ihrer Persönlichkeit übernehmen müssen.»

**Frau Ziegert, Sie sagen, männliche Täter stünden oft zu Unrecht als alleinige Schuldige da. Warum?**

Unsere Gesellschaft mag vordergründig männerdominiert sein – hintergründig ist sie auch männerfeindlich. Nicht nur im Umgang mit Straftätern wird deutlich, dass wir allzu oft Mann und Frau in bewährte Täter- und Opferrollen einordnen, ohne ihr Handeln im Einzelnen zu hinterfragen.

**Wie werden Sie mit dieser Problematik im Berufsalltag konfrontiert?**

Etwa beim Thema Inzest. Häufig befindet sich eine Mutter in der Nebenklage, das heisst, sie richtet ihre Vorwürfe zusammen mit der Staatsanwaltschaft gegen den Täter, den ehemaligen Ehemann oder Partner. Inzestuöse Taten werden aber oft erst dadurch möglich, dass die Mutter keinen guten Bezug zu ihrem Kind hat, die Veränderung des Kindes durch den sexuellen Missbrauch übersieht und quasi damit, unbewusst, die Handlungen begünstigt.

**Sie sagen, ausschliesslich vernachlässigte Kinder seien sexuell missbrauchbar?**

Ja. Zudem: Nicht selten kommt es vor, dass auch Mütter ihre Söhne missbrauchen. Da-

für gibt es aber noch keine Öffentlichkeit. Während eine Frau sich als Missbrauchsoffer zeigen kann, können dies betroffene Männer in unserer Gesellschaft noch nicht oder kaum. Ein sexueller Missbrauch in der Kindheit ist mit dem männlichen Rollenverständnis nicht vereinbar. Anders als gedacht sind die Rollenerwartungen an die verschiedenen Geschlechter in solchen Bereichen eben ganz unterschiedlich.

**Aus welchen Gründen?**

Weibliche Destruktivität ist nicht immer auf den ersten Blick erkennbar. Der Umgang mit aggressiven Impulsen wird in frühen Jahren erlernt, und Mädchen können diese weniger offen ausleben. Daher zeigt sich die destruktive Aggressivität oft auch in späteren Jahren weniger offen.

**Sie schreiben, Frauen agierten in Familien und Beziehungen subtil und versteckt. Sind viele auch ohne Bewusstsein für das Böse, das in ihnen steckt?**

Genau. Das ist aber keine Entschuldigung.

**Sie sprechen auch von Intimformen der Gewalt. Was gehört am häufigsten dazu?**

Liebesentzug, aber ebenso die Instrumentalisierung, das heisst, wenn Töchter und Söhne zum Partnerersatz gemacht werden. Auch neigen Frauen dazu, die eigene Destruktivität auf den Mann zu projizieren und von diesem zu erwarten, dass er stellvertretend für sie gewaltsam handelt.

**Was ist mit dem freien Willen, der Möglichkeit, selbst die richtigen Entscheidungen zu treffen und einen gewaltfreien Weg zu wählen?**

Für einen Psychoanalytiker ist die Vorstellung vom «freien Willen» eingeschränkt durch die wichtige Reflexion des Unbewussten. Zudem weiss man, dass Gewaltbereitschaft in vielen Fällen tradiert wird. Oft haben die beschriebenen Mütter die Destruktivität ihrer eigenen Mütter so weit verinnerlicht, dass sie sie dann wiederum gegen die eigenen Kinder oder Partner, aber auch in Form von körperlichen Erkrankungen gegen sich selbst richten. Deshalb halte ich es für wichtig, mit Hilfe der bewussten Reflexion zumindest eine gewisse Kontrolle über diese Persönlichkeitsanteile zu gewinnen.

**Sie besprechen in Ihrem Buch acht Fälle, in denen Mütter direkt oder indirekt eine unheilvolle Rolle eingenommen haben. Wie häufig kommen solche Fälle, gemessen**

**an allen Gutachten, die Sie durchführen, tatsächlich vor?**

Die Auswahl der Fälle ist dadurch geprägt, dass meine Tochter, die sie aufgeschrieben hatte, Interesse an den Ereignissen fand. Ich bin aber grundsätzlich der Meinung, dass bei genauer Betrachtung Mütter oft ihren Anteil an der Entstehung von Gewalt haben.

**Würden Sie so weit gehen, zu sagen, dass draussen Tausende von Frauen leben, die eine Mitschuld an den Verbrechen ihrer Söhne und Töchter tragen?**

Tatsächlich werden Straftäter, seien sie männlich oder weiblich, noch immer überwiegend von einer Frau erzogen. Im frühen Umgang mit der Mutter erfährt ein Kind, dass es individuell gesehen, geliebt und geschätzt wird. Fehlt diese Zuwendung, so kann kein Gefühl für den Wert des eigenen oder fremden Lebens entstehen.

**In den Fällen in Ihrem Buch geht es um physische und psychische Gewalt – meist durch Mütter an ihren Söhnen und Töchtern begangen, die später straffällig wurden: Konfrontieren Sie diese Frauen mit Ihren Gutachten, und, falls ja, wie sind die Reaktionen?**

Da sich Frauen noch immer überwiegend in der Rolle eines Opfers und weniger einer Täterin sehen, ist es schwierig, mit ihnen über mögliche eigene Täteranteile zu sprechen. Während mit den Männern im Gefängnis sehr wohl ihre Täter- und Opferseite

**«Tatsächlich werden Straftäter, ob männlich oder weiblich, meist von einer Frau erzogen.»**

reflektiert werden kann, gelingt dies mit den assoziierten Frauen im Allgemeinen nicht oder nur selten.

**Sind Mutter-Sohn-Beziehungen eigentlich anfälliger als die Beziehungen von Töchtern zu ihrer Mutter?**

Nein. Aus individuellen Gründen agiert eine Frau mal mehr der Tochter, mal mehr dem Sohn gegenüber destruktiv.

**Ist das sogenannte Muttersöhnchen eine Gefahrenquelle für andere?**

Ein solcher Mann kann dann zum Täter werden, wenn er bereit ist, sich weiterhin im Interesse der Mutter funktionalisieren zu lassen. Aber grundsätzlich ist ein Mann, der eng an die Mutter gebunden ist, nicht per se



«Ich erwarte von Frauen, dass sie Verantwortung in ihren Rollen übernehmen»: Psychiaterin Ziegert.

beziehungsuntauglich. Er wird sich aber schwertun, erwachsen und gleichberechtigt mit einer Partnerin in Kontakt zu treten. Es besteht zudem die Gefahr, dass er sich der späteren Partnerin unterwirft und wieder mehr in die Rolle eines Sohnes als in die eines Partners gerät.

**Waren Sie auch schon mit Frauen konfrontiert, die nicht selbst gemordet, sondern konkret einen Mann vorgeschickt hatten?**

Ja, gelegentlich entsteht der Eindruck, dass eine Frau den Mann und dessen Rollenbild missbraucht, um Gewalt auszuüben. Die

---

**«Frauen neigen zu der Erwartung, dass der Mann stellvertretend für sie gewaltsam handelt.»**

---

Männer sehen die Zusammenhänge oft nicht, weil es leider auch ihrem Selbstbild entspricht, gewaltbereit zu sein.

**Ihre Thesen sind umstritten, und Kritiker werfen Ihnen Täterfreundlichkeit vor. Was antworten Sie?**

In Deutschland tun sich insbesondere Teile der Frauenbewegung oder andere Organisationen, die Missbrauchsoffer unterstützen, mit dem Gedanken schwer, dass nicht nur die Männer die Verantwortung für die Entstehung von Gewalt tragen. Auch manche Psychotherapeutinnen schreiben Gewalt noch immer überwiegend dem Mann zu und glauben, damit ihre Patientinnen zu entlasten. Es handelt sich um ein differenziert zu betrachtendes Thema, für das noch wenig Öffentlichkeit besteht.

**Und wie reagieren forensische Psychiater und Richter?**

Ich stosse seit Jahren – aber nicht aus oben genannten Gründen – auf Widerstand. Dies unter anderem, da ich auch im Auftrag der Strafverteidigung und nicht nur der Staatsanwaltschaft oder des Gerichts begutachte. Mehrfach gingen von Staatsanwälten Anträge zu meiner Ablehnung als Gutachterin wegen Besorgnis der Befangenheit aus, da ich mich kritisch zur Begutachtungspraxis in Deutschland geäußert hatte.

**Sie bleiben dabei: Das Böse ist weiblich?**

Ich würde nie behaupten, dass das Böse weiblich ist. Ich erwarte aber von Frauen, dass sie Verantwortung in ihren Rollen und für ihre eigene Destruktivität übernehmen. Das gilt für uns alle.



**Hanna Ziegert, Nora Ziegert:**  
Die Schuldigen. True Crime.  
Geschichten über Frauen  
und Verbrechen.  
Penguin. 272 S., Fr. 19.90



Thiel

## Ampelordnung

Von Andreas Thiel

**Sohn:** Papi, du hast gesagt, wenn kein Auto kommt, darf man auch bei Rot über die Strasse gehen. Aber im Verkehrsunterricht haben wir gelernt, dass man niemals bei Rot über die Strasse gehen darf, sondern nur bei Grün.

**Vater:** Das gilt natürlich für alle, die dümmer sind als eine Ampel. Wer dümmer ist als die Ampel, sollte unbedingt auf die Ampel hören.

**Sohn:** Im Verkehrsunterricht haben sie gesagt, die Ampel dient dem Schutz der Schwachen vor den Stärkeren.

**Vater:** Für jeden, der intelligenter ist als eine Ampel, bringt sie keinen Schutz, sondern bloss eine Einschränkung der Freiheit. Schwer wiegt, dass die Freiheit von etwas eingeschränkt wird, das dümmer ist als sie. Aber wer die Menschheit aufteilt in Schwache, die beschützt werden müssen, und Starke, vor welchen die Schwachen beschützt werden müssen, der ist halt nicht gescheiter als eine Ampel.

**Sohn:** Aber die Ampel reguliert doch bloss den Verkehr.

**Vater:** Du hast es erfasst. Sie reguliert. Und so wie die Ampel funktioniert auch jede andere Regulierung. Die Regulierer begründen die Einschränkung der Freiheit damit, dass sie behaupten, sie müssten irgendwelche Schwachen vor irgendwelchen Starken schützen. Die Regulierer gehen also davon aus, dass die Menschen, deren Leben sie regulieren, schwächer und dümmer sind als sie. Oder mit anderen Worten, die Regulierer glauben von sich selbst, sie seien stärker und gescheiter als die Menschen, deren Leben sie regulieren. Man müsste also wenn schon die Regulierten vor den Regulierern schützen.

**Sohn:** Aber die Regulierer schaffen doch einfach nur Ordnung für andere.

**Vater:** Man braucht schon den Intelligenzquotienten einer Ampel, um auf die Idee zu kommen, die Freiheit der anderen sei nicht in Ordnung.

Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

Namen

## Die Fans jubelten

Sternstunde am Opernhaus Zürich; zehn Jahre «Teleblocher»; «Let's Talk» im «Dolder Grand»; Kochbuch von Jacky Donatz. Von Hildegard Schwaninger

Eine überirdische Erscheinung, eine sublimen Künstlerin am Opernhaus Zürich: Anja Harteros sang die Tosca. Die Deutschgriechin, «Sängerin des Jahres» und eine der ganz Grossen im lyrisch-dramatischen Fach, in der Puccini-Oper: Es war eine Sternstunde. Die Fans jubelten, am Schluss gab es Standing Ovationen. Das Haus war restlos besetzt; mit ganz anderen Leuten als an den Premieren. Eher junges, opernbegeistertes Publikum. In der Loge, die früher die Direktionsloge war, sass Pierre Audi, Direktor der Nationaloper in Amsterdam, mit der Zürcher Operndirektorin Sophie de Lint, die ab 2018/19 seine Nachfolgerin wird. Im Parkett sass Opernagent Teddy Gerstel, den man früher in Zürich in fast jeder Opernvorstellung sah; seit er mit der russischen Sängerin Elena Maximova verheiratet ist, sieht man ihn eher in Wien (die Mezzosopranistin gehört zum Ensemble der Wiener Staatsoper). Elena Maximova singt demnächst bei Alexander Pereira an der Mailänder Scala: den Orlofsky in der «Fledermaus» (Premiere: 19. Januar 2018).

Man sieht zurzeit viele spannende, international berühmte Sängerinnen auf der Zürcher Opernbühne. Catherine Naglestad, die Künstlerin aus den USA, brillierte kürzlich als Salome in der Oper von Richard Strauss, und für «Aufstieg und Fall der Stadt Mahagonny» (Brecht/Weill, Premiere am 5. November) proben zurzeit zwei Star-Sopranistinnen: Annette Dasch (Deutsche) und die Finnin Karita Mattila (beide zum ersten Mal Gast in einer Zürcher Opern-

produktion). In der Maag-Halle, Übergangslösung während des Tonhalle-Umbaus, gibt Sir Roger Norrington, ehemaliger Principal Conductor und heute Ehrendirigent des Zürcher Kammerorchesters (ZKO), am 13. November ein Beethoven-Konzert mit dem ZKO. Er dirigiert die Sinfonie Nr.4 in B-Dur.

Teleblocher» gibt es nun seit zehn Jahren – jede Woche wird der vom Schaffhauser Fernsehen produzierte Talk zwischen Christoph Blocher und Matthias Ackeret ausgestrahlt. Die erste Aufzeichnung fand im «Schlössli Wörth» in Neuhausen am Rheinfluss statt; so feierte man hier auch das Zehn-Jahr-Jubiläum. Dazu kommt, dass beide – Blocher und Ackeret – hier aufgewachsen sind, der eine rechts vom Schloss Laufen, der andere links davon. Eine ziemlich hochdotierte Journalistenschar war zum Jubiläumssessen (vorher war die nächste «Teleblocher»-Sendung aufgezeichnet worden) eingeladen. Blocher, begleitet von seiner Frau Silvia Blocher, begrüßte jeden Gast mit Handschlag – auch die Journalisten, die ihm eventuell einmal schlecht gesinnt waren oder ihn kritisiert hatten. Vergebung, Nukleus der christlichen Gesinnung, wie auch demokratische Akzeptanz anderer werden vom Pfarrerssohn hochgehalten. «Als Demokrat muss man auch mit Gegnern reden.» Prominenteste Anwesende: Rainer Stadler, Medienredaktor der NZZ («In Medias Ras»), Ronnie Grob, Redaktor der (klar freisinnig positionierten) Zeitschrift



Fast verliebt

## Schwach bleiben

Von Claudia Schumacher

Ich finde Männer toll. Nicht alle, aber viele, richtig viele, Tag für Tag. Und so klug sind sie, oft! Umso verblüffter war ich darüber, wie undifferenziert sich die Mehrheit der Männer in der #metoo-Debatte zeigte.

Jede neue Diskussion über Sexismus hält uns vor Augen, wie aggressiv uns das Aufbrechen der Geschlechterrollen in den letzten Jahrzehnten gemacht hat. Die Welt zerfällt in links und rechts, die Welt zerfällt in Männer und Frauen. Die Fronten werden härter. Gleichzeitig wird der Einheitsbrei verspottet. Männer und Frauen würden sich zu sehr angleichen, wird gerne beklagt. Auch die Parteien sagten am Ende des Tages alle dasselbe. Scheinbar kann man dieses oder jenes meinen – und beide Male absolut recht haben. Wir leben in verwirrenden Zeiten.

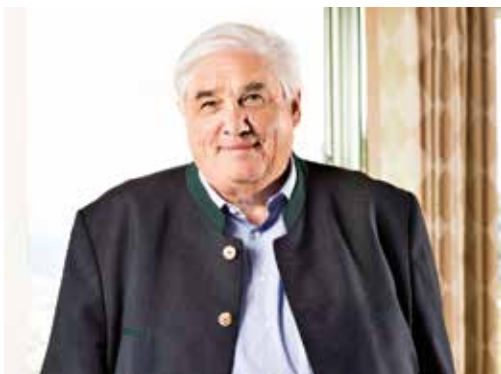
Kocht dann wieder so eine Debatte hoch, in der die Frauen die Männer anklagen, steht jeder Einzelne von uns vor der Wahl: Will ich den Status quo verleugnen, bestätigen – oder will ich helfen, unser Zusammenleben ein kleines bisschen harmonischer zu machen?



Überirdisch: Sängerin Harteros.



Matthias Ackeret, Silvia und Christoph Blocher.



«Mein Leben – meine Rezepte»: Starkoch Donatz.

Schweizer Monat, Peter Rothenbühler, Ex-Chef-redaktor von *Le Matin*. «Teleblocher» hat Zuschauer auf der ganzen Welt, Blocher sagt, er bekomme Reaktionen sogar aus Australien. Er hat beschlossen, mit «Teleblocher» so lange weiterzumachen, wie jemand schaut.

**K**arl-Theodor zu Guttenberg, der wegen Plagiats in Ungnade gefallene ehemalige deutsche Wirtschaftsminister, heute erfolgreich als Unternehmensberater, kommt nach Zürich ins «Dolder Grand». Er nimmt an einem hochdotierten Wirtschaftsanlass des Efficiency Club (Präsident: Guido Persterer) teil. «Let's Talk» heisst das Symposium, bei dem Grössen der Politik und Wirtschaft antreten mit Vorträgen und Diskussionen: «Wie weiter? Gedanken zur heutigen Lage». Teilnehmer: Otto Schily, ehemaliger deutscher Bundesinnenminister, Alexander Graf Lambsdorff, Vizepräsident des Europäischen Parlaments, Bundesfinanzminister a.D. Peer Steinbrück, Unternehmer Peter Spuhler, UBS-CEO Sergio Ermotti, Patrik Gisel, Vorsitzender der Geschäftsleitung von Raiffeisen Schweiz, Ex-Banken-CEO Oswald Grübel. Die Teilnahme ist öffentlich (250 Franken, inklusive Network-Apéro), für Efficiency-Club-Mitglieder 150 Franken. Datum: 9. November.

**J**acky Donatz hat ein Kochbuch geschrieben: «Mein Leben – meine Rezepte». Zur Buchtaufe lud der leidenschaftliche Gastgeber und Koch ins Hotel «Savoy»; anwesend auch Sepp Blatter, für den wohl niemand so oft gekocht hat wie Jacky Donatz (im «Sonnenberg», dem kulinarischen Hauptquartier, quasi Kantine, der Fifa).

**Im Internet**

[www.schwaningerpost.com](http://www.schwaningerpost.com)

Es gab Männer, die sich mit Empathie und Verstand einbrachten, als Frauen auf der ganzen Welt zu ihrer Verletzlichkeit standen und mutig äusserten, wie sie sexuelle Übergriffe erlebten und was das mit ihnen gemacht hat.

Die Mehrheit der Männer blockte aber rigoros ab. Viele von ihnen sassen die Debatte einfach aus. Andere – und das ist jetzt Ironie mit schwarzem Humor – wurden wütend bis aggressiv. Wieder andere hängten sich nur allzu dankbar an den paar #metoo-Äusserungen auf, die ihnen zu harmlos erschienen. Sie scherzten darüber, dass man Frauen ja nicht mal mehr ein Kompliment machen dürfe.

Darüber, dass jeder Frau, die echtes Unrecht beklagte, neue Beleidigungen und Hass entgegenschlugen, wurde ritterlich hinweggesehen.

Es gibt ein interessantes Phänomen in der Psychologie: Wut schützt vor der Traurigkeit, die die eigene Verletzlichkeit in uns auslöst;

ein Ablenkungsmanöver unserer Psyche. Auch das Reissen von Witzen ist ein altbewährtes Schutzmanöver. Solange ich lache, kann mich doch keine Kugel getroffen haben!

Allerdings wurde ich das Gefühl nicht los, dass viele dieser Männer durchaus getroffen waren. So viele von ihnen haben Töchter daheim. Und jeder will seiner Tochter der beste Vater sein. Zu sehen, wie viele Männer da draussen sich Frauen gegenüber falsch verhalten, hat auch die Anständigen in ihrer Männlichkeit verletzt. Und wer diese Verletzlichkeit nicht zulassen konnte, wurde wütend oder höhnisch.

«Ich habe eine Schwäche für dich» lautet eine schöne Formulierung im deutschsprachigen Raum, mit der wir Zuneigung ausdrücken. Nur wer verletzlich bleibt, lässt Raum für Liebe.



## Unten durch Pleite

Von Linus Reichlin

**N**ehmen wir mal an, du besuchst deine Mutter und merkst: Es geht nicht mehr. Sie stellt ihre Schuhe in den Kühlschrank, verwechselt dich mit deinem Bruder und hat bei einem bulgarischen Vertreter ein Abonnement für ein 50-bändiges Lexikon in russischer Sprache bestellt. Sie behauptet zwar, wenn man alte Schuhe eine Weile lang kühle, würden sie hinterher nicht mehr so stark stinken und mit deinem Bruder habe sie dich verwechselt, weil du inzwischen fast so dick geworden seist wie er. Das 50-bändige Lexikon brauche sie als Dämmmaterial im Wohnzimmer, weil die Wände so hellhörig seien und sie abends immer den Streit der Nachbarn höre. Das klingt alles ganz vernünftig, aber der Trick zieht bei dir nicht. Denn du hast das Buch «100 Tricks, die Eltern anwenden, um nicht ins Altersheim zu müssen» gelesen, und die Ausrede mit den gekühlten Schuhen kam gleich auf Seite drei. Also suchst du im Internet ein schönes Altersheim. Du entscheidest dich für die «Residenz Sonnenstrahl» in Tuggingen, weil es dort laut Prospekt «einheimisches Pflegepersonal» gibt und eine «Freiluft-Schach-Anlage mit 3 kg schweren Figuren, so dass Ihre Eltern beim Spiel sowohl kognitiv wie physisch gefordert werden». Ausserdem ist die Direktion überzeugt, dass «übertriebener Luxus für ältere Menschen nur eine unangenehme Stressquelle darstellt» – infolgedessen werden ausschliesslich Dreierzimmer angeboten, «wodurch ein hohes Mass an sozialem Kontakt gewährleistet ist», und auf dem Speiseplan steht pflanzliche Kost: «Die «Residenz Sonnenstrahl» möchte einen Kontrapunkt setzen zum teuren und ungesunden Fleisch-Fetischismus anderer Seniorenheime.»

Diese Mischung aus progressivem Vegetarismus und *down-to-earth*-Altenpflege spricht dich sehr an. Du rufst deine Mutter an und lädst sie zu einem Ausflug ins Grüne nach Tuggingen ein, aber sie sagt, sie würde lieber nach Paris fahren, um sich eine Ausstellung des grafischen Werks von Leonardo da Vinci anzusehen. Du liebst deine Mutter, schliesslich hat sie dich geboren, und die Welt ist ihr dankbar dafür. Aber Paris muss sie sich aus dem Kopf schlagen, denn das

» Fortsetzung auf Seite 72

Aktionsangebot der «Residenz Sonnenstrahl» (15 Prozent Rabatt auf alle Broccoli-Gerichte in den ersten drei Pflegejahren) gilt nur noch bis Ende Monat: Der Vertrag muss schleunigst unterschrieben werden. Du fährst also an einem vom Wetter her superschönen Samstag mit deiner Mutter zur Residenz.

Als sie das Schild mit der Aufschrift «Seniorenresidenz» sieht, sagt sie: «Du bist doch erst 53! Warum willst du denn einen Ausflug in ein Altersheim machen?» Du sagst: «Mama, ich bin 61. 53 ist Karl, mein Bruder, dein zweiter Sohn. Und du wirst sehen, sie haben hier einen wunderschönen Park mit schweren Schachfiguren.» Du spazierst mit deiner Mutter im Park, der, der spartanischen Philosophie der Residenz entsprechend, klein und zweckmässig ist. «Das ist kein Park», sagt deine Mutter, «das ist ein Parkplatz. Und ein Parkfeld ist für eine Bestattungsfirma reserviert.» «Solche puristischen Parks sind jetzt modern», sagst du, «und schau mal, das freundliche einheimische Personal hier!» Deine Mutter sagt: «Also wenn du wirklich vorhast, jetzt schon in ein Altersheim zu ziehen, würde ich dir eins mit polnischen Pflegern empfehlen. Alle sagen, die polnischen sind die nettesten.» Die Sturheit deiner Mutter bestätigt dir, dass sie jetzt wirklich dringend noch während der Rabattlaufzeit ins Heim muss. Du schwärmst ihr vor, wie toll die Broccoli-Gerichte hier schmecken und dass man abends zu dritt auf dem Zimmer lebende Dreiecke bilden kann, und endlich sagt sie: «Na gut. Du hast mich überredet. Wenn es dir hier so gefällt, werde ich für die Kosten aufkommen. Aber wieso hast du mir nicht erzählt, dass du pleite bist?» Was soll man mit so einer Mutter nur machen? Sie lieben oder entmündigen oder beides? Das ist jetzt die Frage.

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



## Wein

# Südwind vom alten Vulkan

Von Peter Rüedi

Die Basilicata, die in weiten Bereichen bergige süditalienische Region zwischen Kampanien, Apulien und Kalabrien, ist ein glückloses und ein gesegnetes Land. Bis auf den heutigen Tag ist sie eine der ärmsten Gegenden Italiens. Einer ihrer Eingeborenen, der Weinhändler Gerardo Giuratrabocchetti, sagte vor Jahren: «Gemeinhin braucht es Mut, seine Heimat zu verlassen und anderswo sein Glück zu suchen. In einem Armenhaus wie der Basilicata ist es das grössere Risiko, zu bleiben.» Andererseits ist die Armut mit der Grund für einen sehr besonderen Reichtum. Schon die Römer, für die die von den Griechen so genannte Basilicata Lukanien war (Lucania), bauten um den Vulkan Vulture Wein an, mit Trauben, die die genetischen Vorfahren der heutigen Aglianico waren. Die kargen, aber hochmineralischen Terroirs in den relativen Höhenlagen um den seit 130 000 Jahren erloschenen Vulture, über denen die regelmässigen Winde vom Meer her für Belüftung der Weinberge und für belebende

Temperaturunterschiede zwischen Tag und Nacht sorgen, machen die Weine aus der Basilicata ungleich spannender als die aus dem fetten Apulien. Weine aus der spät reifenden Aglianico del Vulture, nicht zu verwechseln mit dem grösstenteils ebenfalls aus Aglianico gekelterten Taurasi von der nördlich gelegenen Irpinia, der Gegend um Avellino, waren lange eine Angelegenheit von Kennern. Sie zeichneten sich, trotz gelegentlich happigen Gerbstoffen, durch besondere Finesse aus. Die Önologin Viviana Malafarina, die in Barile 1992 den Betrieb Basilisco gründete, scheute sich nicht, den Aglianico mit dem Nebbiolo zu vergleichen, nicht anders als die Winzer vom Ätna, die ihre gleichfalls vulkanischen, gleichfalls in grossen Höhen gezogenen Weine gern mit Burgundern vergleichen.

Basilisco (und Barile) ist berühmt für die in den Tuffstein gehauenen Keller, in denen die Weine, zuerst im Stahltank vergoren, in Eichenfässern zweiten und dritten Gebrauchs und dann in der Flasche lagern. 2011 wurde Basilisco an die kampanische Kellerei Feudi di San Gregorio verkauft, die allerdings so klug war, den Ausenposten in der Basilicata weiterhin selbständig in der Verantwortung von Frau Malafarina und ihrem Experten Pierpaolo Sirch zu belassen. (Tatsächlich ist Feudi di San Gregorio, mit Sitz unweit von Avellino, ein Spezialist für Taurasi.) Der Aglianico del Vulture «Basilisco» ist in der Zweitversion «Teodosio» aus dem in der Basilicata grossen Jahr 2013 ein besonders preiswerter Genuss: Brombeeren, Kirschen (auch Weichseln) in der Nase und am Gaumen, etwas Schokolade und Tabak, viel mineralische Würze, gute Säure, feine Tannine. Der richtige Aglianico für Newcomer wie Habitué.

Teodosio Aglianico del Vulture DOC 2013. 13,5%. Bindella, Zürich. Fr. 18.-. www.bindella.ch



## Genuss

# Reh, Hirsch und Gämse

Von Andreas Honegger

Einer der vielen prächtigen Herbsttage im Oktober waren uns Anlass für eine Fahrt über den Pragelpass von Glarus ins Muotathal. Der Landgasthof «Adler Ried» in

Muotathal, das Wirkungsfeld von Daniel und Paula Jann-Annen und ihrer Tochter Romana, lag also gewissermassen an unserem Weg. An diesem gewöhnlichen Wochentag über Mittag war das Restaurant zum Bersten voll, und wir mussten uns ein paar Minuten gedulden, bis ein Tisch frei wurde. Vom Steinbock bis zum Murmeltier ist viel Spannendes auf der Karte zu entdecken. Um es vorwegzunehmen: Der «Umweg» hat sich auf jeden Fall gelohnt. Auch in abgelegenen Talschaften finden sich kulinarische Highlights.

Wir starteten mit einem Blattsalat mit Hirschfleisch, einem auch ästhetisch prächtigen Gebilde aus einem Waldorfsalat, dekoriert mit einem Fächer von Apfel und Baumnüssen und begleitet von prächtigen pastramiartigen Hirschfleischtranchen. Ebenfalls eine gute Vorspeise war das Innerschweizer Nationalgericht Hafenchabis, hier aber nicht mit Lammragout, sondern mit Steinbockfleisch

serviert. Das Topfgericht, mit Salzkartoffeln und Apfelschnitzen traditionell garniert, war im Geschmack hervorragend, farblich litt der Kohl etwas am langen Schmoren, er nahm einen dunkelbraunen Ton an.

Perfekt gegart war ein Rehnüsschen in rosa Tranchen, umgeben von den zugehörigen Beilagen Rotkraut, Rosenkohl, Maroni, Spätzli, einer kleinen Birne, Trauben und Preiselbeeren. Die gleichen Beilagen wurden auch zu perfekten Rehschnitzeln gereicht – sie begleiten genauso den Rehrücken, der zu den grossen Spezialitäten des Hauses gehört. Der Barolo appassimento – im Offenausschank – passte vorzüglich zum Wild.

Landgasthof Adler, Kapellmatt 1, 6436 Ried-Muotathal. Tel. 041 830 11 37





Auto

## Goldener Oktober

Der Fiat 124 Spider erinnert an Zeiten, in denen offene Zweisitzer der Inbegriff von sinnvoller Freizeit am Steuer waren. *Von David Schnapp*

Es gab eine Zeit, die sich allerdings vor meiner eigenen abspielte, als zweisitzige Roadster der Inbegriff automobiler Kultur und Leichtigkeit waren. Oder wie es *The Sunday Times* ausdrückte: «Als *U-tube* noch ein Rohr unter dem Spülbecken war, Tweets lediglich Vogelgezwitscher und wir etwas so Merkwürdiges wie Freizeit kannten.» Das war deshalb auch die Zeit, in der es eine ganze Reihe offener kleiner Autos gab, von Aus-

tin-Healey über die diversen MGs bis zum ursprünglichen Fiat 124 Spider.

In der neueren Vergangenheit gab es in dieser Kategorie – es geht hier nur um lustige Fahrzeuge zu vernünftigen Preisen – lediglich den Mazda MX-5. Denn ein offener Zweisitzer, das kaum Platz für Gepäck bietet, ist letztlich ein Auto, das man nicht unbedingt braucht. Man besitzt es also aus reinem Vergnügen und nicht, weil man von A nach B kommen muss. Das passt natürlich nicht in eine Zeit, in der das Bedürfnis nach Selbstoptimierung schon Teenager in die Fitnesscenter spült.

### Sinn für die Geschichte

Allerdings: An schönen Herbsttagen wie diesen reicht ein Auto mit zwei Sitzen, lustig im Wind wippender Radioantenne auf dem Heckdeckel und Stoffverdeck vollauf: Kürzlich war ich unterwegs mit einem Fiat 124 Spider, der Neuauflage des Vergnügungswägelchens aus Italien. Es erinnert immer

noch etwas an Audrey Hepburn und das Rom der sechziger Jahre – jedenfalls so, wie ich mir das auf Grund einer Google-Recherche vorstelle –, ist aber ein modernes Auto mit Sinn für die Geschichte.

Tatsächlich basiert der 124 Spider technisch auf dem MX-5, er ist aber etwas länger, sieht anders aus und hat anstelle eines 1,5-Liter-Saugmotors einen kräftig mit Turbolader aufgepumpten 1,4-Liter-Antrieb mit 140 PS. Daraus entwickeln sich 240 Nm Drehmoment, die nach einer kleinen Turbolochpause erfreulich dynamisch wirken und den kleinen Fiat schnell in Fahrt bringen. Gemäss einem Vergleichstest von *Auto Bild* ist der Fiat 0,4 Sekunden schneller auf 100 km/h, verbraucht aber im Durchschnitt auch mehr Benzin: 7,6 Liter statt wie der Mazda 6,5 auf 100 Kilometer.

Fazit: Autos, die nicht einen besonderen Zweck erfüllen müssen, sondern bloss ihrer selbst wegen da sind, haben einen besonderen Charme. Als Alltagsauto ist der Fiat immer wieder unpraktisch. Eine volle Einkaufstüte ist nur schwer im Kofferraum unterzubringen, und unter dem Stoffverdeck wird es auf längeren Autobahnfahrten lärmig laut. Aber sobald man die Autobahn verlässt, das Verdeck öffnet und von Hand durch die sechs Gänge schaltet, hat man seine Freizeit ganz und gar sinnvoll verbracht.

#### Fiat 124 Spider Lusso 1.4

Leistung: 140 PS/103 kW, Hubraum: 1368 ccm  
 Höchstgeschwindigkeit: 217 km/h  
 Preis: Fr. 31 500.– Testwagen: Fr. 36 050.–



## Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man sich im Restaurant diskret die Nase mit der Stoffserviette schneuzen?

*Rosemarie Blum, Liestal*

Pfui Teufel, und dann die Serviette möglichst so hinlegen, dass das Personal voll hineingelangt? Daher würde ich sagen: Ja, falls Sie ebenfalls dazu bereit sind, das Toilettenpapier beidseitig zu benutzen. *Beda M. Stadler*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an [darfmandas@weltwoche.ch](mailto:darfmandas@weltwoche.ch). Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Leserbriefe

«Ich gebe auch zu, gegoogelt zu haben, wie die Autorin aussieht.»

*Markus Saurer*

### Wohl fast jeder Mann

Nr. 42 – «Wenn der Chef zu nahe kommt»; Claudia Schumacher über sexuelle Belästigung

Ihr Artikel gefällt mir sehr gut. Aber ich gebe auch zu, gegoogelt zu haben, wie die Autorin aussieht (sehr gut). Bei einem Autor hätte ich das wohl nicht gemacht. In dieser Weise sexistisch ist wohl fast jeder Mann.

*Markus Saurer, Steffisburg*

### Mehr Sicherheit, weniger Kriminalität

Nr. 42 – «Befehlsempfänger der Justiz»; Kommentar von Katharina Fontana

Warum wollen wir die kriminellen Ausländer nicht ausschaffen? Warum huldigen wir dem internationalen Recht? Warum scheuen wir den Ärger mit Brüssel? Ausschaffungen schrecken ab. Sie bringen mehr Sicherheit und weniger Kriminalität. Beides ist im allerbesten Interesse der Schweiz und ihrer Wirtschaft. Ich bin mir ziemlich sicher, dass es auf dieser Erde kein Land gibt, das sich so gut um Ausländer kümmert wie die Schweiz. *Arash Yaraghchi, Winterthur*

### Von wegen «Held des Irakkriegs»

Nr. 41 – «Manchmal gefriert einem das Blut»; Interview mit Ex-General Petraeus

Beim Lesen des Interviews mit General Petraeus gefriert einem tatsächlich das Blut, und man meint, einen der Nato lobhudehenden NZZ-Artikel vor sich zu haben. Der Irakkrieg, einer der bestbelegten völkerrechtswidrigen Kriege, wurde unter Führung der USA mit einer schon damals offenkundigen Kriegslüge begründet. Colin Powell hat dies später bereut; das nützte aber den hunderttausend toten Irakern wenig. Petraeus – von wegen «Held des Irakkriegs»! *Christoph Baumann, Stäfa*

### Mut kommt aus dem Glauben

Nr. 41 – «Äussere und innere Freiheit»; Bibel-Kolumne von Peter Ruch

Pfarrer Ruchs Kolumne verdient ein offenes Herz, Ohr und grosse Aufmerksamkeit. Während das Christentum weltweit die am meisten verfolgte Religion ist, verbreitet sich der aggressive Islam mit seinen öffentlichen Bekenntnissen und der Finanzierung durch die Türkei und Saudi-Arabien flächendeckend in Europa. Freiheit hängt, da hat Ruch recht, davon ab, wo man seinen Halt hat. Heute fehlt der Mut in der Wirtschaft, Politik und Gesellschaft, gegen Materialismus, Geldgier, Lohnexzesse, Abzocke, Misswirtschaft, Ungerechtigkeiten und Versagen

oder in unserer christlichen Schweiz für unseren Glauben auch öffentlich einzutreten. Man fürchtet die Konsequenzen. Man ist der mahnende Daniel in der Löwengrube am Hofe Nebukadnezars, der aber durch seinen Glauben vor dem Gefressenwerden bewahrt wurde. Er hatte sich frei geäussert, als er das Menetekel an der Wand gegenüber dem babylonischen König wahrheitsgetreu deutete. Wer mutig, offen und direkt gegen die zeitgeistigen Kräfte antritt, mit denen wir in Konflikt geraten können, ohne den eigenen Vorteil zu suchen, wird in den vielfältigen gegenwärtigen Löwengruben vor Unheil bewahrt werden. Wenn wir aus Mutlosigkeit oder Angst darüber schweigen, was uns unsere Vernunft und Werte gebieten, fehlt uns die innere Freiheit – und Mut. Mut kommt aus dem Glauben. Wie wahr, es ist heute noch erfahrbar – und dafür bin ich dankbar. *Roger E. Schärer, Feldmeilen*

### Die beste Zukunft

Nr. 42 – «Fixerstübli im Bundeshaus»; Peter Keller über die Bundesfinanzen

Zu der Mitteilung über das unerwartete Plus von 442 Millionen Franken durch das Nein zur Altersreform 2020 eine Feststellung und eine Forderung. Feststellung: Als Einzige haben in diesem Land die Steuerzahler keine Lobby. Alle anderen Gruppen beschäftigen Heere von Lobbyisten. Forderung: Wenn der Bundesrat den Überschuss, wie er es bezeichnet, «zukunftsorientiert» einsetzen will, muss er diesen Betrag vollständig in den Schuldenabbau stecken. Wenig oder keine Schulden zu haben, ist die beste Voraussetzung für eine gute Zukunft einer Gesellschaft.

*Ernst Seiler, Muri bei Bern*

### Weltwoche allgemein

Als gelegentlicher Leser der *Weltwoche* möchte ich mich für die Artikel von Claudia Schumacher bedanken. Seit ich diese bemerkt habe (erst kürzlich), freue ich mich wöchentlich, zu lesen, wie sie die Dinge sieht, diese in ihrer persönlichen Art beschreibt und locker-luftig auch mit nichtspassigen Themen umgehen kann.

*Peter Scherrer, St. Gallen*

### Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch).

1		2		3	4		5	6		7		8	9	10
				11								12		
13	14		15				16		17		18			
19						20								
			21								22			
23		24						25						
26					27						28		29	
30				31				32		33				
34				35				36				37		38
39								40				41		
				42						43				
	44							45				46		

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

**Lösungswort** — Richtig oder nicht, auf dem Land weiterhin wichtig  
 Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — 1 Für den brasilianischen Tanz brauchte es noch ein a. 5 Wie ein Biedermann halt eben ist. 11 Eurydike und er, italienisch gedacht. 12 Sammlung von Aussprüchen berühmter Personen. 13 Was aus den Fiedeln der Minnesänger entstanden ist. 16 Wenn man von ihm spricht, dann auch vom häufigen Föhn. 19 Blumentöpfe sind fast immer so. 20 Bei Online-Games das wohl beliebteste Kartenspiel. 21 Rings um einen Ort, das trifft es genau. 22 Damit trennt der See in Nordamerika zwei Staaten. 23 Dürftig und nicht wirklich ausreichend. 25 Ein Gerät fürs Gras und symbolisch sonst noch was. 26 Altes Testament: Sein Zwillingbruder hiess Jakob. 27 Tätigkeit, mal in die Höhe, mal in die Breite. 28 Man kann es hinauszögern aber nicht abwenden. 30 Stiefel, der zum Reisen animiert. 32 Mit drei zusätzlichen Buchstaben landen wir bei 30 waagrecht. 34 Dieser bestimmte Artikel ist männlich. 35 Man hat sein Kreuz mit jener Stadt am Bodensee. 39 Von solcher Art, da ist kein Ende absehbar. 40 Richtig gedichtet wird es zum Reim. 41 Sie ist eher lieb als jung. 42 Dieses Loch ist kein Nichts sondern ein See. 43 Sri Lanka, und was es einmal war. 44 Passt fast schon buchstäblich zur Bratwurst. 45 Paarhufer - so eine Art Pendant des Kapauns. 46 Kurz gesagt: Sie entschlüsselt uns aus amerikanischer Sicht.

**Senkrecht** — 1 Sexuell erregt, dazu ziemlich verwirrt. 2 Oft eine junge Frau. 3 Das marinierte Fleisch am Spiess, fast schon heimisch. 4 Sportsendung auf Sat 1 mit Störung. 5 Unangenehm, jene Ansammlung von Wundflüssigkeit. 6 Die Zeit mit euch, und mit jener Carolin. 7 Bei ihm weiss man, dass es nach draussen geht. 8 Sie kommen nicht ohne beissenden Spott aus. 9 Sie ist im japanischen Shinto, was Ceres für die alten Römer war. 10 Darauf musste man nicht nur sich am Riemen reissen. 14 Hat nichts mit sehen, dafür viel mit fühlen zu tun. 15 Das Gegacker der Hühner, oder jenes der Wölfe. 17 Steht für einen nicht überzeugenden Einwand. 18 Da redet die Nase sozusagen mit. 20 Kommt einer kleinen Sünde nahe, das Obergewand ohne o zu schreiben. 23 Aus dem Wege gehen als Variante. 24 Der Geschichtenverkäufer – wie gesuchter Jostein. 25 Der Louis hatte seinen eigenen Stil, fast schon klassisch. 27 Er steht einem Eidgenössischen Departement vor. 29 Mysteriöse Macht, macht manche Menschen zu Unmenschen. 31 Als Leitbild auch so genannt. 33 „Buenos“ – nicht „dias“, eher städtisch gemeint. 36 Proportionale Verstärkung in Form einer Konjunktion. 37 Wenn es redet, dann schweigt die Welt, besagt ein Sprichwort. 38 Was anderswo eine Oma, ist sie für manche Schweizer.

©Fritz Müller - Rätselfactory AG

**Lösung zum Denkanstoss Nr. 539**

E	T	A	L	I	I	P	T	S	A	N	E			
M	A	U	R	E	S	K	I	S	A	L	A	I		
A	R	M	I	N	B	E	N	N	E	N	N	U	N	G
Y	B	E	K	E	N	N	T	N	J	S	T	E		
Ø	B	E	N	D	D	A	E	M	P	F	E	N		
A	R	E	N	O	G	E	A	E	S	T				
A	L	K	M	E	N	E	G	A	S	P	E	U		
B	A	A	L	A	B	E	L	I	D	E	M			
T	O	U	R	I	S	T	E	N	H	E	B	R		
R	A	S	A	N	T	U	F	E	H	E	R	A	L	I
A	A	B	G	O	T	T	M	A	S	C	A			
B	A	L	U	P	E	M	I	R	K	U	H			

**Waagrecht** — 1 ETALII (lat., meist Abk. et al. für et alii: und andere) 7 TSANE (santé, franz. f. Gesundheit) 12 MAURE 13 SKIS 16 ALAI 17 ARMIN 18 BENENNUNG 20 BEKENNTNIS 22 TE (kurz f. Teilladung) 23 OBEN 25 DAEMPFFEN 27 RENO (oben genannt: Filmtitel) 29 GEAEST 30 ALKMENE 33 GASPE 34 BAAL (im Christentum ein Dämon, im syrischen Raum einst Wettergott) 35 ABEL (Bruder Kains) 37 IDEM (steht f. dasselbe) 39 TOURISTEN 41 HEBR (herb) 42 RASANT 43 UEBERALL 45 ABGOTT 46 MASCA 47 BALU 48 EMIR 49 KUH

**Senkrecht** — 1 EAR 2 TUMBE 3 ARIEN (von it. Aria, Luft) 4 LENK 5 ISBN (Internationale Standardbuchnummer) 6 PINTA 8 SANSPAPIERS 9 ALU (lau) 10 NANTES 11 EIGENTUM 12 MAYO 14 KENDO (jap. Schwertkampf) 15 SENEGAL 19 NIMES 21 EDEN 24 BALBOA 26 FEEDBACK 27 RELING 28 NEAT 31 KAUSAL 32 MARABU 33 GENE 36 BEUTE 38 ERLAU (Lauer) 39 TRAB 40 STOP 41 HEAR (engl. f. hören) 44 BMI (Bundesministerium des Innern)

**Lösungswort** — PREISANGABE



EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien



## DIE DATEJUST 41

Die neue Generation des zeitlosen Klassikers mit neuem Manufakturwerk und Design –  
ein technisches Meisterwerk mit überragender Leistungsfähigkeit.  
Sie zählt nicht nur die Zeit. Sie erzählt Zeitgeschichte.



OYSTER PERPETUAL DATEJUST 41

---

# BUCHERER

1888

*bucherer.com*